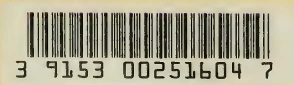

DER BLUMEN-GARTEN
WILL
VESPER
Die
Nibelungen-
sage
HDK
GERHARD STALLING


WILBUR L. CROSS LIBRARY
UNIVERSITY OF CONNECTICUT


3 9153 00251604 7






Der Blumengarten
Volks- und Jugendbücher



Die Nibelungen-Sage

Erzählt von

Will Vesper



1921

Gerhard Stalling Verlag
Oldenburg i. O.

Geschmückt mit vielen farbigen getuschten Zeichnungen von E. R. Vogenauer. – Einbandzeichnung von O. H. W. Hadank

 – Druck von Gerhard Stalling, Oldenburg i. O.



Ein Jahrtausend lang und länger haben die germanischen Dichter der Vorzeit an der gewaltigen Sage gebaut und geformt, die zu erneuern und wiederum zusammenzufassen, ich als ein Heutiger unternommen habe. Aus den verschiedensten Zeiten und den verschiedensten Ländern des weiten Gebietes, in dem Germanen wohnten, von den Alpen im Süden bis zu dem fernen Island im Norden, sind uns Bruchstücke, Entwürfe, Hinweise und ausgeführte Werke über diese größte deutsche Sage erhalten. Die bekannteste Fassung ist das „Nibelungenlied". Aber in dies sehr spät entstandene und vielfach schon „moderne" Lied ragen dunkle und aus dem Lied allein ganz unverständliche Blöcke früherer Fassungen hinein und manches, wie die Schicksale Jung Siegfrieds, die Brünhilds und vieles andere bleibt in dem Lied ganz nur Andeutung und gleichwohl Voraussetzung ohne die wichtigste Stellen des Werkes unverständlich sind.

Über die frühesten Schicksale der Wölsungen und Siegfrieds unterrichten uns in der Hauptsache nur nordländische, isländische Berichte, die aber auch aus einer späten Zeit germanischer Dichtung stammen und auch ihrerseits also vielfach das älteste Bild der Sage umformen, bereichern und verwässern, je nachdem.

Meine Absicht war nun, aus allem, was uns vorliegt, aus Bruchstückhaftem und Ausgeführtem, ein Neues zu schaffen, in dem alles Schöne und Unsterbliche, das die Dichter der Vorzeit über und um diese Sage fabulierten, zusammengefaßt ist. Ich weiß wohl, daß es nie eine solche Fassung der Nibelungensage gab, die alles dies vereinte, und doch scheint es mir notwendig und berechtigt, zu versuchen, das Mannigfaltige und Zerstreute zusammenzustellen, um

so nach Möglichkeit ein einheitliches Werk zustande zu bringen, das nun seine Berechtigung in sich selbst beweisen muß.

Was den alten Dichtern recht war, daß sie die älteren Stoffe immer wieder neuformten und umgossen und mit ihrem Geist und dem ihrer Zeit erfüllten, sollte das uns heute verwehrt sein? Man mag auch bedenken, daß die alten Fassungen ja denen unverloren bleiben, denen sie zugänglich sind, daß aber ein großer Teil, nein durchaus der größte Teil unseres Volkes den Weg zu ihnen nicht mehr finden kann. Wenn es mir aber glücken sollte, ähnlich wie mit meiner „Tristan"- und „Parzival"-Bearbeitung, auch die „Nibelungen-Sage" wieder weiteren Kreisen zu erneuern und zugänglich zu machen, sie vor allen Dingen der deutschen Jugend zu bringen, so fühle ich mich gerechtfertigt genug.

Mit einem Wort, dies ist kein Buch für die Wissenschaft und die Philologen, sondern für das lebendige Leben unseres Volkes, das heute mehr denn je aus den großen Schöpfungen seiner eigenen Vergangenheit Kraft und Trost, neuen Mut, Hoffnung und Glauben an sich selber finden soll. Haben die Alten dies verloren, so laßt uns in der Jugend aufbauen, langsam und von innen.



1. Die Wölsungen.



Es war in Urzeiten, daß Odin, der Gott, einen Sohn hatte, der hieß Sigi und war mächtig unter den Männern. Viel wäre davon zu sagen. Er unterwarf seiner Herrschaft große Lande und vollbrachte Taten, wie sie einem Sohn der Götter ziemen. Zuletzt erschlugen ihn die Brüder seines Weibes aus Habsucht. Aber davon ist hier nicht weiter die Rede. Sigi hatte einen Sohn, der hieß Reri, der war groß und stark wie sein Vater und versammelte viele Helden und Häuptlinge um sich, überfiel die Mörder seines Vaters und nahm ihnen ihr Land. Er ruhte nicht eher, als bis er alle erschlagen hatte, die bei dem Morde seines Vaters zugegen gewesen.

Als er in die Jahre kam, nahm Reri ein Weib und lebte lange mit ihr. Aber sie hatten keine Kinder und trauerten, daß sie keine Erben haben sollten. Sie baten die Götter am Morgen und am Abend um nichts anderes mehr, als um ein Kind, daß sie doch nicht umsonst gelebt hätten und dahinführen, ohne eine Spur auf Erden zurückzulassen.

Da sandte ihnen Odin eine seiner Botinnen, eine Walküre, die in der Schlacht hinter den Männern stehen und ihnen nach dem Willen Odins Sieg oder Tod geben. Die verwandelte sich in eine Krähe und brachte dem Weibe Reris einen Apfel. Sie flog durch das offene Fenster der Halle und ließ der Königin den Apfel in den Schoß fallen. Die aß ihn, und danach gebar sie einen Sohn. Aber Reri war zu der Zeit auf einer Heerfahrt. Auf der blieb er und

starb. Und auch sein Weib starb, als sie den Sohn geboren hatte. Der war nun eine Waise, vater- und mutterlos, aber er wuchs und wurde stärker als sein Vater und sein Großvater. Und er hieß Wölsung.

Als Odin sah, welch ein Held er werden wollte, sandte er ihm die Walküre, die seiner Mutter einst den Apfel gebracht, und gab sie ihm zum Weibe. König Wölsung hatte von ihr zehn Söhne und eine Tochter. Von denen und ihren Schicksalen wußten die Menschen der Vorzeit viele Sagen. Sie konnten nie aufhören, zu rühmen, wie herrlich das Geschlecht gewesen, über allen Geschlechtern, voll Mut, Klugheit und reich an mannigfaltigen Gaben. Und man sah wohl, daß das Blut von Göttern in ihren Adern floß. Aber die herrlichsten und ruhmreichsten aller Wölsungen waren Siegmund und Signy, Siegmund, der älteste Sohn und Signy, die einzige Tochter. Und diese beiden waren Zwillinge.

Wölsung, ihr Vater, baute eine Halle für sich und die Seinen, eine königliche Wohnung. In ihrer Mitte stand ein Eichbaum, der brach oben durch das Dach und streckte seine Zweige über das Dach und beschüttete es im Herbst mit seinen Blättern.

Als Signy in das Alter kam, wo man die Mädchen den Männern gibt, versprach ihr Vater sie dem König Siggeir von Gautland und rüstete eine große Hochzeit.

Siggeir war ein mächtiger, aber finsterer Mann. Als Signy ihn sah, wollte sie ihn nicht nehmen. Aber Wölsung, ihr Vater, fragte sie, seit wann es Sitte sei, daß die Töchter nicht dem Willen ihres Vaters folgen wollten. Da fügte sie sich und sagte: „Möchte für niemand, als mich allein, Unheil daraus kommen!“

Bei dieser Hochzeit geschah es, während alle in der Halle König Wölsungs beim Mahle saßen und es sich wohlsein ließen, daß ein Mann hereinkam. Der grüßte niemand und niemand kannte ihn. Er trug einen weiten dunklen Mantel mit roten Flecken und eine



Hose von Leinen. Seine Füße waren bloß, und auf dem Haupte behielt er den Hut, der verdeckte ihm das Gesicht, das man es kaum sah. Aber in den Händen hielt er ein offenes Schwert, das tat einen Strahl durch die ganze Halle. Alle saßen da wie Verzauberte und starrten auf ihn, daß er so mit entblößtem Schwert in die Halle des Königs kam. Und jetzt sahen alle, daß er nur ein Auge hatte. Und er nahm das Schwert, das er hielt und stieß es vor sich her mitten in den Eichstamm, der in der Halle stand. Und das Schwert fuhr in den Stamm bis zum Griff. Da versagte allen die Stimme und es war ein großes Entsetzen in der Halle, wo das hinauswolle. Da begann der Mann und sagte mit einer tiefen wohlklingenden Stimme:

„Es könnte sein, daß aus dieser Hochzeit solche Taten hervorgingen, daß einer dies Schwert brauchen könnte. Wer es herauszieht, der mag die Waffe behalten.“ Damit ging er hinaus und niemand wußte, woher er kam, noch wohin er ging. Nachher aber, als sie es bedachten, sagten alle, es sei kein Zweifel, daß das Odin selber gewesen sei.

Einer nach dem anderen ging hin, das Schwert zu beschauen, und die Männer faßten an den Griff und wollten es herausziehen, Siggeir und König Wölsung und alle die Mannen. Aber es rührte sich nicht, soviel sie daran rissen und sich gegen den Baum stemmten. Da griff auch Siegmund, Signys Bruder, danach, der noch ein Jüngling war. Und das Schwert blieb ihm in der Hand, als hätte es lose im Baum gelegen. Das hielten alle für ein großes Zeichen.

Auch König Siggeir betrachtete das Schwert und fand, daß er eine so gute Waffe noch nie gesehen habe und er sagte: „Es ist ja meine Hochzeit heute, so ist das Schwert mit Recht mir als Hochzeitsgabe gebracht worden. Aber dir, Siegmund, will ich sein Gewicht dreifach in Gold ersetzen.“

Siegmund sagte: „Soviel Gold hat König Siggeir nicht hier und nicht daheim, daß er mir die Waffe bezahlen könnte. Wäre sie ihm

bestimmt gewesen, so hätte er sie selbst mögen aus dem Baume nehmen."

„So ist es recht," sagte Signy, seine Schwester, „hebe du das Schwert auf. Du könntest es eines Tages nötig haben."

Da ergrimmte König Siggeir und wollte die Faust erheben, aber er besann sich sogleich, wo er war und verstellte sich, als habe er nur einen Scherz gemacht. Aber am nächsten Morgen rüstete er sich zur Heimkehr.

„So bald?" sagte König Wölsung. „Das ist wider alle Gewohnheit."

Aber Siggeir sagte, sein Land möchte es nicht wohl leiden, daß er so lange fern sei. Es gebe viel Arbeit daheim und man wisse ja, wie es zugehe, wenn der Herr nicht dabei sei. Das fand König Wölsung vernünftig gedacht. Aber Signy weinte und wollte nicht mit ihrem Gemahl gehen. Ihr Vater lachte nur und sagte, das sei Weibergetue, und er versprach, sie bald zu besuchen.

„Das könntest du wirklich tun." sagte König Siggeir. „In drei Monden hoffe ich dich und alle meine Schwäher an meinem Hofe zu sehen. Dann wollen wir die Hochzeit zu Ende feiern." Das versprachen sie und nahmen Abschied, und jene fuhren davon, Signy in Tränen. Aber Siegmund sagte: „Schwesterchen, man könnte meinen, daß du dich fürchtest und als wärest du keine von den Wölsungen." „Das wird sich ja zeigen," sagte Signy.

Als drei Monde vergangen waren, rüsteten Wölsung und seine Söhne ein Schiff und fuhren nach Gautland. Als sie an den Strand kamen, war es Abend und sie zogen die Schiffe aufs Trockene und wollten sich sogleich auf den Weg machen. Da kam ihnen eine Frau entgegengelaufen. Erst als sie vor ihnen stand, sahen sie, daß das Signy war, und sie war ganz atemlos vom Laufen.

„Wie gut," sagte sie, „daß ich euch fand. Laßt uns sogleich in die Schiffe steigen und heimfahren, und geht und holt ein Heer, Vater, alle eure Mannen." — König Wölsung hatte auf diese Freundesfahrt nur seine Söhne mitgenommen und ein paar Knechte für die

Schiffe. — „Was ist das für ein Geschwätz?" sagte der König. „Bin ich nicht auf dem Wege zu meinem Eidam, deinem Manne? Wenn mir eine Gefahr drohte, so wollte ich bei ihm bald Hilfe finden, wenn wir nicht selbst Manns genug wären."

„Bei Siggeir," sagte Signy, „wirst du keine Hilfe finden, aber den Tod. Er zürnt Siegmund, daß er ihm das Schwert nicht gab, das hält er für einen Schimpf. Auch ist er begierig nach deinem Reich und deinen Schätzen, und nur darum nahm er mich zum Weibe, daß er ein Anrecht hätte. Alle seine Mannen hat er heimlich zusammengebracht, und noch ehe du in sein Haus kommst, wird er dich überfallen und keiner wird so vielen entrinnen können. Ich habe noch nicht eine gute Stunde bei ihm gehabt, und so laßt uns umkehren und heimfahren."

„Kind," sagte König Wölsung, „als ich noch ein Knabe war, da tat ich einen Eid, daß ich mich in meinem Leben nicht fürchten wolle, vor niemand und vor nichts. Feuer und Wasser nicht ausgenommen. Diesen Eid habe ich gehalten bis auf den heutigen Tag. Niemand soll sagen, daß ich noch im Alter das Fürchten gelernt hätte. Mag nun geschehen, was das Schicksal bestimmt hat. In mehr als hundert Kämpfen habe ich gestanden, und niemand hat gehört, daß ich je geflohen und anders, denn als Sieger heimgekommen wäre. Und so will ich auch jetzt geradeaus gehen und nicht umkehren. Wenn aber meine Söhne, weil sie vielleicht noch Knaben sind, umkehren wollen, so mögen sie gehen."

„Und wenn es in den Tod ginge!" sagte Siegmund, „davor haben wir nie Furcht gehabt. Kehre du um, Schwester. Wer weiß, was du gesehen hast."

Aber Signy beschwor sie mit vielen Worten, bis ihr Vater ungeduldig wurde und sagte: „Schweig stille und tue, was deine Arbeit ist. Wir tun das Unsre."

„So laß mich wenigstens bei dir bleiben und nicht umkehren," sagte Signy.

„Das Weib gehört zu seinem Manne," sagte der König. „Und

Schwüre sind dazu da, daß sie gehalten werden. Das wäre ein schönes Beispiel, das wir gäben. Mögen andre tun, was sie wollen. Ich gab dich deinem Manne, und das läßt sich nicht mehr wenden." Und er trieb sie von sich und gebot ihr mit harten Worten. Da ging Signy.

Die Helden schliefen die Nacht bei ihren Schiffen. Signy aber eilte heim und kam zu ihrem Manne und sagte: „Was bedeuten diese Kriegsrüstungen und der Hinterhalt? Ich weiß wohl, was du im Sinne hast!"

„So ist es ja gut," sagte der König. „Mische dich nicht in den Streit der Männer." Aber Signy warf sich vor ihm auf die Erde und bat: „So schone doch meine Brüder, wenn du schon so Schlimmes planst. Sie sind noch Kinder."

Da lächelte König Siggeir und sagte: „Es soll kein Schwert an sie kommen und nun gehe und laß mich in Frieden."

Am Morgen, als die Wölsungen erwachten, stand die ganze Ebene voll Krieger, als gälte es, einem Heer zu begegnen.

„Sie haben doch die schuldige Ehrfurcht vor uns," sagte König Wölsung. Die Mannen König Siggeirs schrien: „Ergebt euch, oder wir wollen jeden einzelnen in Stücke hauen." Aber König Wölsung und seine Söhne zogen die Schwerter und stellten sich mit dem Rücken gegeneinander. So kämpften sie bis an den Abend und bis ihnen die Arme müde wurden. Und noch konnte sich keiner von den Feinden rühmen, sie verwundet zu haben, soviel Tote auch dalagen.

Es wäre noch viel von dem Kampf zu sagen und von der Ehre, die die Wölsungen in diesem Streit gewannen. Sonst war da für niemand Ehre zu holen. Zuletzt aber fiel König Wölsung und lag tot. Die Söhne verteidigten sich noch lange, bis man sie mit Schilden zudeckte und an den Boden drückte. Denn König Siggeir hatte Befehl gegeben, daß man sie lebend vor ihn bringen solle. So band man sie mit Stricken und trug sie vor den König. Aber er wollte sie nicht sehen und sagte: man solle sie in den Wald bringen.

„Hast du mir nicht versprochen, sie frei zu lassen?“ sagte Signy.

„Auch nicht die Spitze eines Schwertes solle sie berühren, das versprach ich,“ sagte Siggeir, „und das denke ich auch zu halten. Man bringe sie in den Wald und klemme ihnen Arme und Füße in einen Eichstamm. Dann mögen sie bleiben und wir werden ja sehen, was die Wölfe dazu meinen.“ Signy schrie auf vor Schrecken.

„Dachtest du denn,“ sagte Siggeir, „ich hätte alles dies umsonst getan, und ich dürfte einen dieser Burschen leben lassen nach dem, was geschehen ist. Ich hätte keine ruhige Stunde.“

„Ich hätte es mir denken können,“ sagte Signy, „wie du dein Wort halten würdest!“

„Dich gedenke ich auch noch zu zähmen,“ sagte Siggeir. Und danach ließ er die Wölsungen hinwegschleppen und in den Wald in den Block legen. Signy aber hatte heimlich und in der Eile ihrem liebsten Bruder Siegmund Honig über das ganze Gesicht gestrichen.

Als nun die Brüder an Händen und Füßen gebunden im Walde lagen, kam um Mitternacht eine Wölfin und tötete den einen der Brüder und danach acht andere. Aber als sie an Siegmund kam, fand sie den Honig, den diese Tiere gern fressen, und so begann sie ihm das Antlitz abzulecken mit ihrer langen rauhen Zunge. Da biß Siegmund mit festen Zähnen in diese Zunge und verbiß sich so hinein und hielt sich an ihr, daß die Wölfin, die vor Schmerzen zog und zerrte, ihn aus dem Stock herauszog, so daß er die Füße und zuletzt auch die Hände frei bekam. Da erschlug er das Tier und entkam in die Wildnis. Solche Taten lehrt die Not und die Begierde nach dem Leben und nach der Rache.

Siegmund wohnte im Walde wie ein Wolf. Er grub eine Höhle in das Erdreich und hauste darin. Niemand dachte daran, daß er noch leben könne. Nur Signy kam heimlich in den Wald, suchte den Bruder lange und fand ihn. „Wenn König Siggeir das wüßte,“ sagte sie, „er würde nicht so ruhig schlafen, wie er tut.“ Sie brachte dem Bruder Vorrat an Speise und Trank und beide bedachten, wie

sie an König Siggeir Blutrache nehmen könnten für den Vater und die ermordeten Brüder.

König Siggeir aber nahm König Wölsungs Reich und und schlug es zu dem seinen und saß ruhig in seiner Macht und unter seinen Mannen.

„Wenn ich nicht so allein wäre," sagte Siegmund, „so wollte ich wohl einen Weg finden, ihn zu bezahlen."

„Ich bin auch noch da," sagte Signy, „und habe Wölsungenblut. Ich will dir Bundesgenossen schicken."

Signy gebar einen Sohn, und als er zu laufen begann und größer wurde, sandte sie ihn in den Wald zu dem Bruder und gab ihm ein Säcklein Mehl mit. „Nun knete es," sagte Siegmund, „und laß uns Brot backen." „Ach nein," sagte der Knabe, „das Mehl bewegt sich so in dem Sack, als wäre etwas Lebendiges darin. Ich fürchte mich." Da sandte Siegmund den Knaben zurück. „Dein Bundesgenosse hat Furcht vor einem Sack voll Mehl," sagte er. „Was soll ich mit ihm anfangen?"

Nach einer Weile sandte Signy ihren zweiten Sohn, den sie König Siggeir geboren hatte. Aber mit ihm ging es nicht anders. Auch er zeigte ein furchtsames Herz. „Das ist kein Wölsungenblut, Schwester," sagte Siegmund, „obgleich es dein Blut ist. Das Blut deines Mannes, des Verräters, ist mächtiger in ihnen."

Da verkleidete sich Signy und kam in den Wald mit verstellter Gestalt und wohnte bei Siegmund. Der wußte nicht, wer bei ihm war und fand sie schön und liebte sie. Aber nach einer Weile verschwand Signy und kam wieder an des Königs Hof. „Ich war auf einer Reise," sagte sie, „und wohnte bei einer Freundin." Danach gebar sie einen Sohn, der war Siegmunds Sohn. Und sie nannte ihn Sinfjötli. Er wurde groß und stark und sehr anders als die Söhne Siggeirs.

Als Sinfjötli zehn Jahre alt war, sandte ihn Signy zu seinem Vater in den Wald. Aber Siegmund wußte nicht, daß es sein Sohn

war und prüfte ihn mit harten Proben und fand, daß er keine Furcht kannte.

„Wahrhaftig," sagte er, „das hätte ich Siggeir nicht zugetraut, daß er einen solchen Sohn hätte." Und er lehrte ihn alle seine Künste, die ein Mann wissen muß, und Sinfjötli wurde ein Held wie Siegmund. Die beiden gingen auf Raub aus wie Wölfe und ernährten sich vom Raube. Sie vollbrachten manche Tat, von der in König Siggeirs Land viel die Rede war, aber niemand wußte, wer sie waren.

Als es Siegmund schien, daß Sinfjötli nun genug erprobt und eine gute Hilfe sei, schlich er mit ihm zu des Königs Haus, und Signy verbarg sie hinter ein paar Fässern. In der Nacht gedachten sie hervorzubrechen und den König zu erschlagen. Aber zwei kleine Söhne Siggeirs spielten mit Goldringen und liefen durch das Haus. Und ein Ring rollte hinter die Fässer. Da sahen die Knaben die Männer, die sich verborgen hielten und liefen und sagten es ihrem Vater: „Zwei wilde Männer mit grimmigen Gesichtern, mit bloßen Schwertern und breiten Helmen sitzen hinter den Bierfässern."

Da rief der König seine Mannen und ließ die Männer angreifen. Es wurde ein langer Kampf, und viele fanden den Tod. Sinfjötli erschlug die beiden Knaben, die ihn verraten hatten. Aber zuletzt wurden er und Siegmund überwältigt, und man band sie. König Siggeir dachte lange nach, was er ihnen antun wollte. Zuletzt ließ er die beiden an einen Felsblock schmieden, Siegmund an der einen und Sinfjötli an der anderen Seite. Kein Tod schien ihm schlimm genug. Dann ließ er einen Hügel um sie schichten, wie man um die Toten baut, einen Hügel von Rasen und Steinen. In der Mitte aber ließ er Raum, daß sie noch eine Weile atmen und den Tod langsam genießen sollten. Aber Signy kam und warf, ehe der Hügel verschlossen wurde, ein Bündel Stroh vor Sinfjötli und sagte dazu Spottworte, den König zu täuschen. Aber in dem Stroh war Speise und das Schwert, das Siegmund bei der Hochzeit aus dem



Bl. I 2

Baume gezogen, das Siggeir ihm genommen und von dem alles Unheil seinen Anfang hatte. Dies Schwert hieß nachher Balmung, und von ihm ist noch viel die Rede.

Als der Grabhügel geschlossen war, nahm Sinfjötli das Schwert aus dem Strohbund. Mühsam erreichte er es mit seinen Händen. Dann drückte er es hinter sich in den Felsen und mit solcher Macht, daß es durch den Felsen hindurchfuhr und auf der anderen Seite neben Siegmund herausragte. Der ergriff es bei der Spitze, und Sinfjötli hielt es am Griff, und so zersägten sie den Stein, als wäre er von Holz und machten sich frei und brachen aus dem Hügel heraus.

„Noch will Odin unseren Tod nicht," sagte Siegmund, „aber ein anderer mag sich nun bald für eine weite Reise rüsten, da ich mein Schwert wiederhabe."

In der Halle des Königs, die aus mächtigen Stämmen erbaut war, schliefen alle. Siegmund und Sinfjötli aber schichteten Holz rund um das Haus und vor alle Türen, und ehe es Morgen wurde, zündeten sie es an. Da drang der Rauch in das Haus und die Flammen ergriffen alles. König Siggeir erwachte in brennender Halle und rief: „Wer ist das und wer schuf uns solches Unheil?"

„Das bin ich," rief Siegmund, „Siegmund, König Wölsungs Sohn und noch einer, der ein Wölsunge ist wie ich selber. Nun sollst du bezahlen, was du lange schuldig warst. Aber Signy, meine liebe Schwester, die mag herauskommen und niemand sonst."

Aber Signy wollte nicht. „Ich habe dir geholfen," sagte sie, „daß dies Werk vollendet wurde. Darin hast du mir nichts vorzuwerfen, noch mein Vater und meine Brüder. Ja ich tat mehr als du weißt und beging schlimmeren Frevel, daß doch das Blut der Wölsungen nicht aussterbe. Sinfjötli ist dein und mein Sohn und man sieht an euren Taten, wer ihr seid. Ich war König Siggeir eine schlimme Gattin, das ist wahr. Aber nun habe ich getan, was einer Tochter zukam, und dies ist zu Ende gebracht. Niemand soll sagen, daß ich mich nun zuletzt davongeschlichen hätte. Und wem sollte ich noch

ins Auge sehen, wenn König Siggeir tot ist. Mit ihm habe ich ungern gelebt, aber ich sterbe gerne mit ihm.“ Die ganze Halle stand in Flammen und alle fanden darin den Tod. Das war König Wölsungs Totenfeier.

Danach ging Siegmund wieder in sein Land und Sinfjötli mit ihm. Sie vollbrachten viele Taten, und es ließen sich Bücher anfüllen mit ihrem Ruhm. Sie waren Männer, wie sie die Vorzeit verehrte, wild und ohne Erbarmen. Sie zerbrachen Menschen, wie Kinder Blumen zerbrechen, richteten Reiche auf und zertrümmerten sie, hielten ihren Freunden und Verwandten die Treue bis in den Tod und begingen an ihren Feinden jeden Verrat. Sie führten das Leben wie einen ewigen Krieg und fürchteten sich vor dem Tode so wenig wie vor einem Nachtschlummer.





iegmund nahm, wie die Dichter erzählen, ein Weib, die hieß Borghild. Auch von der hatte er einen Sohn, der hieß Helgi. Von dem erzählen viele Sagen. Sein Weib hieß Sigrun und war eine Walküre. Helgi fiel in einer Schlacht nach vielen Taten. Aber in der Nacht kam er aus dem Grabe und saß vor der Schwelle seines Hauses und redete mit Sigrun. So sehr liebte er sie. Es wäre viel davon zu sagen, an einem anderen Orte.

Borghild, König Siegmunds Weib, hatte einen Bruder, der kam in einen Streit mit Sinfjötli und wurde von ihm erschlagen. Da braute Borghild einen Gifttrank und tötete Sinfjötli, und so fand dieser Held seinen Tod von der Hand eines Weibes. Sinfjötli starb in den Armen seines Vaters Siegmund, und als er tot war, ergriff Siegmund den Leichnam und trug ihn fort. Er war ganz sinnlos vor Schmerz und selber dem Tode nahe. Zuletzt kam er an das Meer und zeigte ihm den Leichnam des Sohnes und klagte. Da kam ein Boot über das Meer und in dem Boot stand ein Fischer, dem winkte Siegmund und sagte: „Fahr uns über in ein anderes Land, mich und meinen Sohn, wir mögen hier nicht bleiben." Aber da zeigte es sich, daß das Boot so klein war, daß niemand als der Fährmann und der Leichnam Sinfjötlis darin Platz fanden. Siegmund legte den Sohn ins Boot und das Boot fuhr ab und verschwand in der Ferne. Niemand hat es je wieder gesehen. Man sagt aber, daß Odin selber der Fährmann war, der den Helden in das Reich der Toten hinüberführte.

Siegmund kam zurück in sein Haus und vertrieb Borghild und

herrschte noch lange. Borghild starb in der Verbannung. Da nahm Siegmund noch ein Weib, obgleich er nun schon alt und weißhaarig geworden war. Aber Hjördis, die Tochter des Königs Eylimi, verschmähte alle Freier um seinetwillen. Es kam viel Streit aus dieser Heirat und König Eylimi wurde zuletzt von seinen Feinden erschlagen. Siegmund rüstete ein Heer und zog wider die Mörder. Als es zur Schlacht kam, geschah es, daß sich ein Mann unter die Kämpfenden mischte, der trug einen weiten Mantel und einen breiten Hut. Aber man sah dennoch, daß er nur ein Auge hatte. In seiner Hand hielt er einen Speer. Man sagt, daß er König Siegmund warnte und ihm riet, heimzugehen. Aber Siegmund sagte: „Erst muß ich hier meine Arbeit tun." Doch als er auf die Feinde eindrang und sein Schwert, das er einst aus dem Baum gezogen, wider sie schwang, das Schwert, dem niemand widerstehen mochte und das durch Helme und Schilde schnitt, da hielt der Mann den Lanzenschaft wider das Schwert und es zersprang, als wäre es aus Glas. Einer der Feinde traf Siegmund und verwundete ihn auf den Tod. Sterbend lag er auf dem Schlachtfeld zwischen den Toten. Niemand sah nach ihm in der Wut des Kampfes.

In der Nacht aber kam Hjördis und suchte den Geliebten und fand ihn. „Es ist gut," sagte Siegmund, „daß du kommst. So können wir Abschied nehmen. Ich habe ein langes Leben gehabt, und solange Odin mit mir war, habe ich manche Tat getan. Aber nun findet er, daß es genug ist, und meine Väter und die vorangingen, erwarten mich. Du aber traure nicht. Du trägst einen Wölsungen unter deinem Herzen, der wird mehr sein als wir alle waren. Sein Ruhm wird bleiben, solange die Erde steht."

„Möchtest du wahr reden", sagte Hjördis. „Man sagt ja, daß die Sterbenden die Zukunft schauen."

„Für ihn", sagte Siegmund, „hebe die Stücke dieses Schwertes auf. Er wird sie zu seiner Zeit zu gebrauchen wissen."

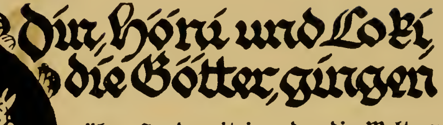
Dann starb Siegmund. Hjördis aber gebar einen Sohn, den nannte sie Sigurd. So sagen die Dichter des Nordens. Weiter im

Süden aber sagte man, daß er Siegfried hieß, und von dem wird noch viel die Rede sein. Von keinem haben die Sänger der Vorzeit soviel gesagt und gesungen, keinen haben sie mehr geliebt. Er war allen Helden ein Vorbild, und das Schicksal manchen Mannes und selbst das Schicksal von Völkern ist in seinem Schicksal abgebildet. Vieles ist vergessen worden, was man einst von ihm wußte, anderes ist dunkel und fast verworren. Von großen Männern will jeder etwas zu erzählen wissen und auch die Lüge schwatzt über sie. Alles zu berichten ist einem einzelnen unmöglich. Aber genug bleibt zu sagen, was immer wieder gesagt werden muß, und was zu vernehmen Greise, Männer und Knaben nicht müde werden.

Man sagt, daß Hjördis nach Siegmunds Tod einen König in Franken zum Manne nahm. Man sagt, daß sie eine Zeitlang eine Magd war und dann wieder Königin wurde. Das mag sein oder nicht sein. Von ihr ist nicht die Rede mehr, sondern allein von ihrem Sohn, der ein Sohn der Götter war, und von dem manche meinen, daß ein Gott selber in ihm Menschengestalt angenommen habe.



2. Der Ring des Nibelungen



über Land, miteinander die Welt zu betrachten. Da kamen sie an einen Fluß und gingen an ihm aufwärts und kamen an einen Wasserfall. Ein Fischotter saß neben dem Fall, ein großes und schönes Tier und hatte einen Lachs unter den Pfoten und begann ihn zu fressen mit zugekniffenen Augen; denn man sagt, daß die Ottern so gierig auf die Fische sind, daß sie nicht sehen mögen, wie der Fisch, den sie fressen, von dem Fraß kleiner wird. Darum schließen sie die Augen beim Fressen. Und so sah der Otter die Götter nicht. Da nahm Loki einen scharfen Stein, warf ihn nach dem Tier und tötete es mit einem Wurf. Das hielt er für einen guten Fang und rühmte sich, daß er mit einem Wurf Otter und Lachs erlegt habe. Die Götter luden ihre Beute auf und gingen weiter.

Nicht lange danach kamen sie an ein Gehöft, eine gewaltige Halle, groß wie ein Berg, und man sah wohl, daß da Riesen wohnten. Die Götter gingen hinein und dachten hier die Nacht zu verbringen. Es wohnte dort ein Riese, der ein Bauer war, ein zauberkundiger Mann. Er hieß Hreidmar.

Die Götter zeigten ihm ihre Beute. Und Hreidmar nahm die Götter auf, mit verstellter Freundlichkeit, und gab ihnen zu essen und ein Nachtlager. Aber als die Götter schliefen, nahm er seine Söhne beiseite, die hießen Regin und Fafni, und sagte ihnen: „Da sind unerwünschte Gäste in unser Haus gekommen. Sie haben einen

toten Otter bei sich, den sie erschlagen haben. Aber dieser Otter ist euer Bruder Otr und mein Sohn. Es ist ihm zum Verhängnis geworden, daß er in dieser Gestalt den Lachsen nachzustellen liebte. Nun ist er tot und hat ein schlimmes Ende gefunden. Wir aber wollen Rache für ihn nehmen und diese drei Burschen binden und sie ihm nachsenden oder eine würdige Buße von ihnen nehmen."

Die drei kamen also an das Lager der schlafenden Götter und banden sie mit unzerreißbaren Stricken, darein war ein Zauber gewebt, den nur Hreidmar wußte. „Nun sollt ihr euer Leben verlieren", sagte der Riese, „denn der Otter, den ihr erschlugt, war mein Sohn. Euer Leben für das seine". Da half den Göttern ihre Macht nichts, mit so festem Zauber waren sie gebunden. Denn auch die Götter sind nicht allmächtig. Auch über ihnen herrscht das Schicksal, ihre Herrin und unsre.

Als die drei Götter sahen, daß da kein Ausweg war, boten sie dem Riesen Buße für den Erschlagenen, und wie es üblich sei, und was er verlangen wolle. Das bekräftigten sie mit Eiden.

Da zog Hreidmar dem Otter das Fell ab und sagte: „Füllt mir diesen Balg mit Gold, daß er aufrecht steht, und dann beschüttet ihn von außen mit Gold, bis er ganz bedeckt ist. Das will ich zur Buße und nicht weniger. Oder aber ihr verliert euer Leben, was mir ohnedies fast lieber wäre."

„Wo fänden wir soviel Gold?" sagte Odin. „Du verlangst Unmögliches."

„So werdet ihr sterben", sagte Hreidmar.

Da sagte Loki: „Laßt mich gehen, ich weiß einen Schatz, der, wie ich denke, ausreicht, obgleich es ein unbilliges Verlangen ist. Ich hätte nicht gedacht, daß mich der Otter und der Fisch so teuer kommen würden."

„Du magst gehen", sagte Hreidmar, „aber beeile dich ein wenig; denn die anderen beiden bleiben in ihren Stricken." Dann ließ er Loki frei und der Gott ging an die Küste des Meeres zu der Tochter des Meeres, die hieß Ran, und bat sie, ihm ein Netz zu leihen.

Ein Netz war damals noch ein seltenes Ding. Ran hatte es erfunden, aber davon wußten weder Fischer noch Fische.

Als Loki das Netz hatte, ging er in das Land der Nibelungen, das waren Zwerge, die wohnten in Niflheim, außen am Ende der Welt. In einem Berge hüteten sie unendliche Schätze. Ihr König war Andwari. Als der den Gott kommen sah, erkannte er ihn und sagte: „Da kommt der Fuchs, der Listenreiche. Ich will nichts mit ihm zu schaffen haben und will ihm aus dem Wege gehen.“ Und er verwandelte sich in einen Hecht und fuhr in ein Gewässer. So war seine Gewohnheit, wenn er in Gefahr kam. „In dem Wasser“, dachte er, „soll mir niemand etwas anhaben.“ Aber Loki fing ihn mit dem Netz und hielt ihn in seinen Händen.

„Ich werde dich töten“, sagte er, „oder du gibst mir den Schatz, den ihr Nibelungen verborgen haltet.“ Und er ließ ihn nicht eher los und bedrohte ihn so, daß Andwari versprach, ihm von dem Schatz soviel zu geben, wie er davon tragen könne. Er verwandelte sich wieder in seine wahre Gestalt und führte den Gott zu dem Schatz. Das waren Berge Goldes, edler Schmuck, Ringe und allerlei Kleinodien. „Nimm dir“, sagte der Zwerg, „soviel du fassen kannst“. Aber Loki breitete das Netz aus und füllte es und lud den ganzen Schatz auf seinen Rücken. Nicht eine Spange blieb zurück.

„Und nun“, sagte er, „gib mir noch den Ring, den du da am Finger hast.“ Es war nur ein kleiner Ring, den der Zwerg in der Hand verborgen hielt. Aber wer den Ring hatte, dem wuchsen die Schätze zu und immer neuer Reichtum. Das wußte der Gott, und darum lag ihm an diesem Ring mehr als an allen Schätzen. Der Zwerg ergrimmte und wollte ihm den Ring nicht geben. Aber Loki hielt ihn beim Bart und zwang ihm den Ring ab. Da fuhr der Zwerg unter einen Stein und rief einen Fluch:

„Zum Verderben nahmst du mir den Schatz, zum Verderben den Ring. Tod soll in ihm wohnen, und wer ihn besitzt, der soll darum erschlagen werden. Niemand soll Freude haben an dem Gold bis an den Tag, da es alles wieder mein ist.“



„Du schwatzest viel", sagte Loki, „und fluchst. Das ist die Art der Schwächlinge". Und er nahm den Schatz und den Ring und ging davon. Den Ring aber streifte er über den Finger und dachte ihn für sich zu behalten. Der Name des Ringes war Andwaranaut.

Loki kam zurück zu den anderen Göttern, die bei Hreidmar gefangen saßen und brachte das Gold und gab es dem Riesen. Der stopfte in den Otterbalg, soviel nur hineinging und stellte ihn aufrecht auf seine Füße. „Nun bedeckt ihn von außen", sagte er. Und er stand selbst dabei und sah zu, bis die Götter meinten, nun sei der Balg genug bedeckt. Aber Hreidmar ging rund um ihn herum und zeigte mit dem Finger hierhin und dorthin, wo er noch ein Haar an dem Otter sah, bis der ganze Schatz vertan war. Und es war nichts mehr übrig als der Ring an Lokis Finger. Den sah Hreidmar und hätte ihn gern auch gehabt, und sah den Otterbalg von hinten und vorn an und zuletzt entdeckte er noch ein Barthaar, das hervorsah und sagte: „Hier ist er noch unbedeckt."

„Aber das Gold ist vertan", sagte Odin.

„Der da," sagte Hreidmar, „hat noch einen Ring am Finger, der würde gerade recht sein, das Haar zu bedecken. Und eher sollt ihr nicht eure Freiheit und eure Waffen haben, ehe ich nicht den Ring habe, ehe nicht der Vertrag, den wir machten, ganz erfüllt ist."

Da gab Loki sehr wider Willen den Ring, und Hreidmar prüfte noch einmal den Balg, und es schien ihm eine gute Buße. Dann gab er den Göttern ihre Waffen und ihre Schuhe und ließ sie frei.

Als Odin seinen Speer in der Hand und Loki seine schnellen Schuhe an den Füßen hatte, wandten sich die Götter zur Türe. Und unter der Türe blieb Loki stehen und sah auf Hreidmar.

„Was stehst du da noch?" sagte der Riese. „Ich meine, dein Besuch hier hat sich für mich gelohnt, aber nicht für dich."

„Das wird sich noch zeigen," sagte Loki, „wenn erst der Fluch an dir erfüllt wird, der auf diesem Golde liegt."

„Welcher Fluch?" sagte Hreidmar.

„Der Fluch," sagte Loki, „den Andwari der Zwerg auf das Gold legte und der nun über dich kommen soll, daß du auch bezahlt werdest für deine Habsucht."

„Ich mache mir aus euren Flüchen gar nichts," sagte Hreidmar, „ich kann mir denken, daß dich diese Buße reut."

Als Loki hinweg war, ging Hreidmar und besah das Gold und begann es in eine große Truhe zu legen. Seine Söhne Regin und Fafni standen dabei und sahen zu.

„Und uns?" sagte Fafni, „was gibst du uns von der Buße?"

Hreidmar sah auf und sagte: „Das ist Sohnesbuße und gehört mir allein." „Es ist auch Bruderbuße," sagte Regin, „und so gebührt jedem ein Teil." „Denkt das ja nicht," sagte Hreidmar, „nicht eine Nadel sollt ihr davon haben." Da gingen Regin und Fafni hinaus. Heimlich aber machten sie einen Plan, wie sie das Gold für sich gewännen.

In der Nacht nahm Fafni ein Beil und erschlug den Vater im Schlaf und nahm ihm den Helm, der Schrecken heißt, weil ihn kein lebendes Wesen ohne Schrecken ansehen konnte. Den besaß Hreidmar von seinem Vater her.

Am Morgen aber kam Regin zu dem Bruder und sagte: „Nun laß uns das Gold teilen, dir und mir einem jeden die Hälfte." Da lachte Fafni und sagte: „Dachtest du das? Und meintest du, darum hätte ich diesen Mord getan. Dies Gold ist mein und dieser Ring. Nicht eine Nadel sollst du davon haben." Und er setzte den Schreckenshelm auf sein Haupt und bedrohte den Bruder: „Mach dich fort, wohin dich die Beine tragen, oder es soll dir gehen, wie es Hreidmar ging." Und er drang mit dem Schwert auf ihn ein. Da floh Regin.

Fafni schleppte das Gold in eine Höhle auf Gnitaheide und verbarg es da aus Sorge, daß es ihm möchte genommen werden. Sich selbst verwandelte er durch Zauberkunst in einen Drachen und legte sich auf das Gold Tag und Nacht und hatte den Schreckenshelm auf



dem Haupte. „Nun möchte ich doch sehen,“ dachte er, „wie der Fluch des Zwergen an mir sollte erfüllt werden!“

Regin schlich um Gnitaheide und sah, daß er allein gegen den Bruder nichts vermöchte. „Ich muß gehen,“ dachte er, „und einen suchen, der Furcht nicht kennt und dem der Schreckenshelm keinen Schrecken einjagt.“ Dann machte er sich auf die Wanderschaft, und zuletzt kam er in das Land, wo Hjördis, die Witwe Siegmunds des Wölsungen, einen neuen Mann genommen hatte und Königin geworden war. Dort lebte auch Sigurd oder Siegfried, der Sohn, den Hjördis von Siegmund hatte. Er war damals noch ein Knabe, aber man sah schon, daß das Blut der Wölsungen in ihm war.

Regin blieb eine Weile in jenem Lande und wurde ein Schmied und schmiedete dem König kunstreiche Waffen. Es schien ihm schon damals, als habe er in Siegfried, dem Wölsungen, den gefunden, den er suchte.

Siegfried kam, wie Knaben tun, oft in die Schmiede, und Regin gewöhnte ihn an sich und unterwies ihn in allerlei Künsten. Viel lernte Siegfried da nicht von den Feinheiten der Schmiedekunst. Aber den Amboß trieb er mit Hammerschlägen in den Boden hinein. Da freute sich Regin.

Eines Tages kam Siegfried und brachte dem Schmied die Stücke eines Schwertes. „Alle Schwerter von heute,“ sagte er, „taugen nichts, aber dies scheint mir eine gute alte Ware, wenn es gleich zerbrochen ist. Ich fand es in der Kammer meiner Mutter. Nun versuch es und schmiede es wieder zusammen.“ Das tat Regin. Es war aber das Schwert Balmung, das einst Odin in den Baum gestoßen hatte, auf König Siggeirs Hochzeit.

Regin schmiedete die Trümmer wieder zu einem Stücke. Siegfried nahm es in die Hände, um es zu prüfen und schlug damit auf den Amboß und spaltete ihn bis in den Holzstock hinein, auf dem der Amboß stand. Dennoch war das Schwert unversehrt und scharf

wie vorher. Siegfried hielt es in den Strom und ließ eine Flocke aus Wolle dagegenschwimmen, da zerschnitt die Schärfe des Schwertes die Wolle, als sie der Strom sanft gegen die Schneide drückte.

„Nun ist der Tag meiner Rache gekommen," dachte Regin und reizte Siegfried mit mancher Rede und sagte: „Ich weiß eine Tat für einen Helden, der keine Furcht kennt. Weit im Norden auf Gnitaheide liegt ein Drache auf einem Schatz. Wer den Drachen tötete, der gewänne Schätze, daß er die Welt kaufen könnte. Aber es gehört viel Mut dazu, denn der Drache trägt den Helm, der Schrecken heißt. Wer ihn ansieht, der bebt vor Furcht und findet seinen Tod, ehe er noch das Schwert gezogen hat." „Das wird sich finden," sagte Siegfried. „Ich kenne keine Furcht. Niemand als ich soll den Drachen töten." „Er heißt Fafni," sagte Regin, „und seinen Schatz wollen wir teilen."

Heimlich verließen Regin und Siegfried das Land und zogen nordwärts nach Gnitaheide. Siegfried ritt auf seinem Roß Grani.

Es war aber eine Quelle auf der Heide, nicht weit von der Höhle, in der Fafni auf dem Golde lag. Zu dem Wasser kroch der Drache, wenn ihn dürstete, und trank. Es war nicht schwer, zu sehen, wo sein Weg ging, wenn er herabkroch. Mitten auf dem Wege machte Regin eine Grube für Siegfried, und Siegfried setzte sich hinein und hielt das Schwert auf den Knien. Regin aber verdeckte die Grube mit Reisig und verbarg sich dann in der Heide.

Am Morgen kam der Drache nach seiner Gewohnheit zu der Tränke und dachte nicht an Feinde, aber als er über die Grube fuhr, stieß ihm Siegfried das Schwert von unten in den Leib. Da halfen Fafni alle seine Panzer und der Helm gar nichts. Da half ihm auch nicht, daß aus seinem Mund Gift träufte und Flammen aus seinem Rachen schlugen. Das Schwert fuhr in sein Herz und Fafni wälzte sich im Todeskampf über die Erde.

Da sprang Siegfried aus der Grube, und nun erst sahen sie einer den anderen.

„Nun erfährt man wieder," sagte Fafni, „daß gegen das Schick-

sal niemand etwas vermag. Den Riesen, meinen Vater, erschlug ich, meinen Bruder vertrieb ich. Ein Drache wurde ich und lag auf meinem Schatze, allen ein Schrecken, niemand wagte mich nur anzusehen, und nun kommt solch ein Knabe und tötet mich, daß doch der Fluch erfüllt werde. Wer bist du Knabe, und wer war dein Vater?"

Aber Siegfried lachte und sagte: „Ich heiße Wundertier und habe weder Vater noch Mutter."

„Fürchte dich nicht," sagte Fafni, „deinen Namen zu nennen aus Sorge, daß ich dir fluchen möchte und weil der Fluch eines Sterbenden Macht hat. Fluch genug wird dich treffen ohne meine Worte. Vor mir brauchst du keine Furcht mehr zu haben."

„Ich weiß nicht, was Furcht ist," sagte der Knabe. „Ich heiße Siegfried, und Siegmund hieß mein Vater."

„So hast du deines Vaters Herz, Knabe," sagte Fafni, „und deine Mutter wird weinen, daß du nun so bald sterben mußt und wird dem fluchen, der dir riet, diese Tat zu tun um des Goldes willen. Auch du wirst sterben an dem Golde."

„Du bist jetzt sehr weise," sagte Siegfried. „Schätze zu erwerben, freut jeden. Und sterben müssen wir alle."

Als Regin von ferne sah, daß Fafni tot war, kam er eilends heran, schnitt dem Drachen das Herz aus dem Leibe und drückte den Mund daran und trank das Blut, das herausfloß, denn er dachte, den Mut und die Kraft des Drachen mit dem Blute zu trinken. Dann machte er ein Feuer und steckte das Herz an ein Schwert und bat Siegfried: „Brate mir dies Herz, Knabe, und wenn es gar ist, so rufe mich, so will ich es essen." Dann legte er sich ein wenig abseits und tat, als schlafe er. Aber heimlich bedachte er, wie er Siegfried töten könne und den Schatz allein gewänne.

Siegfried briet unterdessen das Herz und drehte es über dem Feuer. Nach einer Weile wurde er ungeduldig und wollte sehen, ob es gar wäre. Aber da war es heiß, und er verbrannte



sich an dem Safte, der herausquoll, den Finger, und steckte ihn schnell in den Mund, wie man denn tut, und so kam etwas von dem Herzblut Fafnis auf seine Zunge. Und das Blut war voll Zauberkraft, und plötzlich verstand Siegfried die Sprache der Vögel und hörte, was die Graumeisen sangen, die da auf einem Baume saßen, ihm zusahen und miteinander über die Sache redeten.

Die eine sagte:

„Da sitzt nun Siegfried, besudelt mit Blut,
brät Fafnis Herz an dem Feuer.
Gescheidter wär es, der schatzreiche Held
äß selbst von dem siedenden Herzen
und badete sich in dem Blute."

Die andere sagte:

„Und dort liegt Regin, geht mit sich zu Rat,
den vertrauenden Knaben zu töten."

Da sagte die dritte:

„Ja wär er so schlau, wie er stark ist und stolz,
käm er Regin zuvor und tät ihm sein Recht
und besäße alleine die Schätze."

Da sagte die vierte:

„Er ist nicht so klug. Er ist noch ein Kind.
Ich sorge, wir sehn ihn erschlagen."

Da lachte Siegfried, spitzte den Mund und pfiff in der Weise der Vögel:

„Habt Dank, ihr Vögel, den Rat ich verstand,
nun send ich den Bruder zum Bruder."

Und damit sprang er auf und schlug Regin mit einem Schlage den Kopf ab. Dann aß er des Drachen Herz und badete sich in dem Blut.

Aber ein Lindenblatt, das der Wind herüberwehte, fiel ihm zwischen die Schultern, ohne daß Siegfried es gewahr wurde, und hielt



da das Blut fern. Überall, wohin das Blut kam, wurde er unverwundbar, daß kein Schwert und kein Speer ihn verletzen konnte. Aber die Stelle, auf der das Lindenblatt lag, blieb wie bei anderen Menschen.

Danach stieg Siegfried auf sein Roß Grani und ritt nach Fafnis Höhle, den Schatz zu besehen.

Als der Held vor die Höhle kam, saß da Andwari, der König der Zwerge, der hielt ihn auf und sagte: „Wo willst du hin, Knabe?" „Sehen und nehmen, was mein ist," sagte Siegfried.

„Ich wüßte nicht," sagte Andwari, „daß hier irgend etwas ist, was dein ist. Diese Schätze, die hier liegen, sind mein Eigentum. Ich will dir danken, daß du diesen Räuber erschlagen hast, aber nun laß mich auch das Meine wiedernehmen. Es wäre mir leid um dich, daß du mit diesen Ringen und diesem Gold solltest den Tod gewinnen."

„Das laß meine Sorge sein," sagte Siegfried. „Du machst allzuviel Worte. Geh jetzt aus dem Weg da." Und er wollte den Zwerg mit der Hand auf die Seite schieben, aber da fiel Andwari ihn an und gedachte mit Gewalt den Schatz wiederzugewinnen.

Zuerst lachte Siegfried, als der Zwerg gegen ihn ansprang, dann aber sah er, daß in der kleinen Gestalt die Kraft vieler Männer wohnte. Es wurde ein wilder Kampf. Als der Zwerg fühlte, daß er des Knaben nicht Herr würde, zog er die Tarnkappe, die die Zwerge kennen und die sie unsichtbar macht, über den Kopf. Siegfried wußte nicht, wo sein Feind hingekommen war, aber aus dem Unsichtbaren trafen ihn Hiebe und Püffe. Da griff er zu und erwischte den Zwerg und hielt ihn fest, obgleich er ihn nicht sah. Es war ein wunderliches Ringen. Aber zuletzt hob er den Unsichtbaren hoch vom Boden und schleuderte ihn gegen einen Felsen, daß Andwari wie tot niederfiel. Die Tarnkappe fiel ihm vom Haupt und Siegfried sah ihn daliegen und wollte ihn töten. „Nun gib mir das Ding," sagte er, „das unsichtbar macht, oder ich will dich auf dieses

Schwert spießen," und er setzte ihm die Schwertspitze an den Hals. Da gab ihm Andwari die Tarnkappe, und Siegfried steckte sie unter das Wams.

„Du dachtest zu gewinnen," sagte er, „und hast noch mehr verloren."

„Das Schicksal erfüllt sich," sagte der Zwerg, „und beschlossen ist dein Verderben."

„Trolle dich," sagte Siegfried. „Ich denke mir mein Schicksal selber zu schmieden." Dann drang er in die Höhle ein und fand da den Schatz, der Nibelungen Hort, und lud ihn auf sein Roß Grani, soviel es auch war, und setzte sich selber dazu und ritt über die Gnitaheide, fröhlich und guter Dinge. An seiner Hand trug er den Ring des Nibelungen und freute sich an seinem seltsamen Glanze.



3. Die Walküre



Es war einst eine Walküre, eine Schlachtenjungfrau und Botin Odins, die hieß Brünhild. Und Odin sandte sie vorzeiten auf die Erde in einen Kampf, in dem stritten zwei Helden widereinander: Helmgunther, der ein Greis war, aber kriegserprobt und Odin lieb, und Agnar, fast noch ein Knabe, hübsch anzuschauen in seiner Jugend. Und Odin sandte Brünhild, daß sie hinfahre und hinter Helmgunther stehe und ihm den Sieg, Agnar aber den Tod bringe. Aber als Brünhild auf das Schlachtfeld kam und sah die Kämpfer, den Greis und den Jüngling, da faßte sie Mitleid mit dem hübschen Knaben, daß er sterben solle, und es schien ihr besser, der Greis sterbe. Und so tötete sie Helmgunther und gab Agnar den Sieg, wider den Willen des Gottes.

Als Odin davon erfuhr, ergrimmte er gegen die Walküre und verstieß sie. Er versenkte sie in einen tiefen Schlaf und legte sie auf den Hindarberg, und um den Berg setzte er eine wabernde Lohe, ein hohes Feuer.

„Nun liege und schlafe," sagte er, „bis sich ein Mann, der die Furcht nicht kennt, durch dies Feuer wagt. Den magst du dann zum Manne gewinnen und Menschenschicksal und Mannesliebe erfahren, da dein Herz so weich ist und du am unrechten Ort Mitleid zeigtest."

Das war nun lange her und immer noch schlief die Jungfrau auf dem Berg und immer noch schlug die Lohe, eine flammende Burg, gegen den Himmel.



Als Siegfried auf Grani von Gnitaheide hinwegritt, gedachte er auf Abenteuer zu ziehen und viele Taten zu tun. Er ließ Grani den Lauf, und zuletzt sah er in der Ferne ein Licht auf einem Berge und ritt darauf zu. Und als er näher kam, sah er, daß es ein großes Feuer war, und der Schein der Lohe färbte den Himmel.

Siegfried ritt dicht heran und sah, daß das Feuer den ganzen Berg umgab wie ein Schildzaun. Da ließ er Grani einen Anlauf nehmen und sprengte durch die Glut, zu sehen, was denn dahinter verborgen sei. Er fand aber nichts als einen schlafenden Mann, wie er meinte. Der lag da in seiner Rüstung, den Helm auf dem Haupt und die Brünne fest um die Brust geschnallt.

„Das ist eine unbequeme Art zu schlafen," dachte Siegfried, und nahm dem Schlafenden den Helm ab. Da sah er, daß es eine Frau war. Aber die Brünne wollte sich nicht lösen lassen, als wäre sie angewachsen. Da zerschnitt er sie mit dem Schwert an der Brust und an den Armen, und die Schlafende erwachte und setzte sich aufrecht.

„Wer nahm mir die Brünne?" sagte sie, „wer zerbrach mir den Schlaf?" Siegfried sagte ihr seinen Namen und seines Vaters Namen. Da war sie voll Freude und sagte ihm, daß sie Brünhild heiße und von Odin in diesen Schlaf versenkt worden sei.

„Aber nun hast du mich aufgeweckt, und nun soll ich eines Mannes Weib werden, der das Fürchten nicht kennt."

„Da wäre ich nicht ungeeignet," sagte Siegfried. „Und auch du gefällst mir wohl und bist ganz nach meinem Herzen."

„Ich würde keinen anderen wählen als dich," sagte Brünhild, „und dürfte ich auch wählen unter allen Männern."

Da gab ihr Siegfried den Ring Andwaranaut, den er am Finger hatte und sagte: „Bewahre ihn zum Zeichen, daß ich dir Eide schwor, und daß wir einer zum anderen gehören. Denn jetzt schon zu bleiben und stille zu liegen, stände mir schlecht an. Ich will ausziehen und ein Königreich gewinnen, und dann will ich wiederkommen."



Da ward Brünhilde traurig und sagte: „Wie das Schicksal will. Zu mir wird kein Mann kommen, als du allein. Aber du? — wirst du den Weg zu mir nicht vergessen?“

„Lebend oder sterbend,“ sagte Siegfried, „werde ich mit dir vereinigt sein.“

Siegfried wohnte bei Brünhild, aber wenn sie auf dem Lager lagen, so war das Schwert Balmung zwischen ihnen ausgestreckt. Sie waren wie Bruder und Schwester. Und nicht lange danach brach Siegfried auf und ritt hinweg. Er war noch fast ein Knabe und wußte nicht, was er verließ. Er gedachte die Welt und irgendwo das Glück zu gewinnen, in großen Taten, würdig des Liedes der Sänger.

Viel wäre von dem zu erzählen, was er danach vollbrachte, wie er Drachen erschlug, mit Riesen und Zwergen kämpfte und zuletzt seinen Ruhm in alle Lande trug. Wo Sänger sangen, sangen sie von ihm, wo Helden beisammen saßen, kam auf ihn die Rede. Zuletzt gewann er ein Königreich, wie man sagt. Viele Helden dienten ihm. Aber alles läßt sich nicht aufs neue erzählen, was die Dichter der Vorzeit von ihm sagten und sangen. Manches ist dunkel und manches vergessen worden, wie es nicht anders sein kann, wenn man von fernen vergangenen Dingen spricht. Auch will von einem solchen Helden jeder etwas wissen und erzählt von ihm Märchen und Fabeln und auch ganz unglaubliche Dinge, die ich nicht wiederholen mag. Aber so viel ist gewiß, daß niemand Siegfried gleichkam, daß sein Schwert den Guten diente, den Bösen feind war, daß aus dem Knaben ein Held und ein Mann wurde, daß er Taten tat, wie es einem Sohn der Götter zukam, daß er landaus und landein ritt und ein Leben führte, bunt von Abenteuern, und daß er zuletzt bei all dem nicht mehr an den Hindarberg und die Geliebte, die ihn dort erwartete, dachte. Sie war seinem Gedächtnis entfallen, als sei sie nur ein Traum gewesen. Manche meinen, daß ihm mit einem Zaubertrank, der Vergessenheit bringt, sei der Sinn

betört worden. Aber das mag sein oder nicht. Es ist wohl nicht so selten, daß ein Mann die Geliebte der Jugend in der Ferne vergißt. Viele haben das erfahren und es ist immer wieder neu unter den Menschen. Aber wer Unrecht tut, wissend oder nicht wissend, der wird dafür zu seiner Stunde bezahlen müssen.



4. Krimhild




Es sind andere Dichter, die uns das Vergangene, andere, die uns das Folgende aufbewahrt haben, und in vielem ist es eine andere Welt, in die wir jetzt eintreten. Denn die Zeiten wandeln sich und ruhen nicht. Die alten Götter Odin, Loki und die anderen verhüllen sich und versinken und ein neuer Glaube dämmert herauf. Glocken läuten über den Landen und hohe Münster stehen bei den Burgen der Könige. Aber alles das ist nur ein verändertes Gewand. Und so hört das Folgende wie das Vergangene an als ein Lied und eine Sage, als eine Märe, die gleichwohl voll Wahrheit ist, und in der sich Menschenschicksale und Gestalten aller Zeiten spiegeln, für den, der sie zu erkennen weiß.

Zu der Zeit, als Siegfried auf Abenteuer auszog und ein Königreich erwarb, herrschte zu Worms am oberen Rhein über das Volk der Burgunden König Gunther.

Gernot und Giselher waren seine Brüder, Krimhild seine Schwester. Ihr Vater Dankwart war zu der Zeit schon tot, aber ihre Mutter Ute lebte noch mit ihnen. Es waren viele Helden in der Halle und im Dienste des Königs: Hagen von Tronje und sein Bruder Dankwart, Ortwin von Metz und Volker von Alzei und mancher andere, von dem ihr noch hören sollt.

Krimhild, König Gunthers junge Schwester, hatte einen Traum. Sie träumte von einem Falken, wie ihn die Frauen zur Jagd auf

den Händen tragen, der war ihr sehr lieb. Aber im Traum kamen zwei Adler und zerrissen ihn vor ihren Augen in den Lüften. Die Augen voll Tränen, wachte Krimhild auf und erzählte den Traum ihrer Mutter. „Was mag er bedeuten?“ fragte sie.

„Das will ich dir wohl sagen,“ sagte Frau Ute. „Der Falke, der dir lieb war, das ist der Geliebte und Mann, den du gewinnen wirst. Aber hüte ihn wohl, daß ihn dir die Adler nicht zerreißen. Er wird früh den Tod finden.“

„Da sieht man, was Träume wert sind,“ sagte Krimhild. „Ich denke nicht von ferne daran, je einen Mann zu nehmen. Was soll mir also der Traum?“ Sie war noch in dem Alter, wo die jungen Mädchen — aber nicht alle — nichts von einem Manne wissen wollen.

„Wenn deine Stunde kommt,“ sagte Frau Ute, „so wird es sich weisen. Es gibt nichts besseres als die Liebe.“

„Aber alle sagen, daß Liebe am Ende Leid bringt,“ sagte Krimhild. „Davor will ich mich bewahren.“

Da lachte Frau Ute und sagte: „So klug meint manche zu sein, solange sie so jung ist wie du. Aber wer liebt, fürchtet die Leiden nicht mehr.“

Nicht lange nach diesem kam Siegfried auf seinem Roß Grani an die Burg König Gunthers, stolze Helden waren bei ihm. Aber Siegfried strahlte unter allen wie der Mond unter den kleineren Sternen.

Im Hofe der Burg hielt Siegfried an. Da kamen Knechte und wollten ihm und den Seinen Pferde und Waffen abnehmen und sie empfangen wie willkommene Gäste. Aber Siegfried sagte: „Laßt das! Ich habe mit dem Herrn dieses Landes zu reden. Dazu könnte ich mein Schwert nötig haben.“

Da lief man nach Gunther und sagte es ihm. „Es sind ungebärdige Gäste gekommen.“ Niemand kannte die Fremden.

Gunther und die Seinen blickten vom Saal herab aus den Fenstern und sahen wohl, daß das Männer waren, die da im Hof hielten, gewohnt, Schlachten zu gewinnen, und daß sie nicht zu einem Scherz gekommen. Aber auch hier wußte niemand, wer das sein möge. Da riet einer, man solle Hagen rufen. „Er ist viel herumgekommen in der Welt und kennt der Leute Art und Wesen."

Hagen kam, sah hinab und verzog das Gesicht. „Ich kenne den nicht," sagte er, „aber ich fürchte, ich weiß doch, wer er ist. Das ist kein lieber Besuch, und er hätte fernbleiben mögen."

„Und wer ist es?" fragte Gunther.

„Das ist Siegfried, Siegmunds Sohn," sagte Hagen, „von dem ihr alle genug wißt. Das ist der, der Fafni erschlug und den Schatz der Nibelungen gewann. Das ist der Unverwundbare mit dem Schwert Balmung und dem Roß Grani. Das ist der, von dem uns die Sänger und Liedmacher die Ohren voll singen. Das ist der, vor dem wir anderen alle ein Dreck sind, wenn man den Wortbelden glauben will."

„Dennoch," sagte Gunther, „müssen wir wohl hinabgehen und ihn begrüßen und sehen, was er von uns will." „Nichts Gutes!" sagte Hagen. „Wir werden es sehen," sagte Gunther. „Solche Helden," sagte Gernot, des Königs Bruder, „sieht man nicht alle Tage. Ihm entgegenzugehen, ist wahrhaftig keine Schande. Und niemand soll sagen, daß man edle Gäste im Burgundenland nicht wohl empfange." „Ob wir wollen oder nicht," sagte Hagen, „wir werden mit ihm reden müssen." Damit standen sie auf und gingen hinab.

Siegfried stand bei seinem Roß und neigte sich nicht. Man sah, daß er noch sehr jung war, schön anzusehen. König Gunther ging ihm entgegen und grüßte ihn. Da neigte sich auch Siegfried.

„Er sieht aus, wie ein trotziger Knabe," dachte Gunther, und er sagte: „Wenn Ihr der seid, für den wir Euch halten, nämlich Siegfried, Siegmunds Sohn, so ist es uns eine Ehre und Freude, daß Ihr an unseren Hof kommt."



„Meinen Namen kennt Ihr," sagte Siegfried. „Ich denke, Ihr sollt auch mich selbst kennen lernen. Denn nicht um kleine Dinge kam ich zu Euch."

„Und warum kamt Ihr?" sagte Gunther.

„Ich hörte viel von Eurem Ruhm," sagte Siegfried, „und daß große Helden an Eurem Hofe leben, und auch Ihr selber habt manche gute Tat getan. So laßt uns kämpfen miteinander und sehen, wer obsiegt. Einer muß Herr sein und der andere Knecht. Ihr gewinnt mein Land, oder ich das eure."

Da griffen König Gunthers Mannen an ihre Schwerter, und Ortwin von Metz rief: „Will uns dieser Knabe für Narren halten?" Hagen lachte und sagte: „Herr Ortwin, wir tun gut, zu bedenken, was wir sagen." Aber Gunther hieß die Seinen schweigen und behielt eine freundliche Miene gegen Siegfried und sagte: „Das sei ferne von uns, daß wir mit solchen Helden sollten Streit beginnen. Ihr liebt kräftige Scherze, aber nun laßt uns hinein gehen. Ihr werdet müde sein von langen Wegen."

„Oho," sagte Siegfried, „in glatten Worten seid Ihr Meister, wie ich höre. Ihr oder ich, einer muß heute sein Land verlieren."

„Mir liegt an Eurem Lande nichts," sagte Gunther. „Ich bin wohl zufrieden mit dem meinen. Auch ist es reich genug, mich, und wenn Ihr wollt, auch Euch zu ernähren. Seid Ihr in Not, daß Ihr so auf Raub ausziehen müßt?"

„Darum ist es nicht," sagte Siegfried.

„Was mir gehört," sagte Gunther, „das soll auch Euch gehören. Es ist Platz genug in meiner Burg für uns alle. Aber glaubt mir, der ich älter bin als Ihr, es ist Knabenart, so mit dem Schwerte in der Hand an ein Tor zu pochen."

„Das ist ein gutes Wort," sagte Gernot. „Warum sollten wir nicht Frieden miteinander halten können?"

„Mit dem Löwen muß man Frieden halten," sagte Hagen leise zu Ortwin, „solange er der Mächtigere ist." Aber König Gunther ging rasch auf Siegfried zu und bot ihm die Hand. „Laßt uns

Freunde sein," sagte er, „und laßt uns alles gemeinsam haben. Und nun kommt in mein Haus und zögert hier nicht länger."

So entwaffnete er Siegfried mit Freundlichkeit, obgleich es den Burgunden innen im Herzen anders zumute war. Aber es heißt, daß Gunther zu allen Zeiten mit viel Klugheit handelte und das Mögliche bedachte und auf seine Stunde zu warten verstand. Und das ist kein schlechtes Lob für einen König.

Siegfried ging mit König Gunther in den Saal und saß dort beim Mahle. Und nachher gingen die Helden in den Hof und ergötzten sich dort mit Spielen, wie die Männer sie treiben, mit Speerwerfen und Steinstoßen. Da sah man, wer Siegfried war, wie er den Stein über alle Male hinausschleuderte und den Speer mitten durch das feste Ziel, das da aufgestellt war. Alle sahen es mit Staunen. Gunther schwieg dazu, aber Gernot und Giselher, seine Brüder, lobten Siegfried laut, und Giselher, der noch ein Knabe war, wandte kein Auge von Siegfried und sagte: „Wie froh bin ich, daß ich ihn gesehen habe."

„Das könnte ich nicht behaupten," sagte Hagen, „daß ich mich noch freute, einen solchen, der uns alle und selbst den König in den Schatten stellt, unter uns zu sehen. Aber ein Mann kann in Vielem seine Stärke zeigen, nicht nur im Speerwerfen."

Damals, sagt man, sah auch Krimhild aus den Fenstern des Königshauses Siegfried zu. Alle Frauen blickten von dort herab. Und Krimhild öffnete dem Helden weit ihr Herz. Wie hätte sie es auch vor einem solchen Helden können verschlossen halten? Auch Siegfried, sagen einige, sah sie und wurde von ihrer Schönheit und ihrer mädchenhaften, lieblichen Gestalt so ergriffen, daß er sich nun erst freute, im Guten in dies Haus gekommen zu sein. Und so begann ihre Liebe. Und das ist begreiflich genug.

Andere aber meinen, daß die Liebe bei Siegfried erst später begann, und daß sich Krimhild lange in Sehnsucht nach ihm verzehrte, bis es ihre Mutter, Frau Ute, bemerkte. Die dachte: einen solchen

Helden möchte ich wohl meiner Tochter gönnen. Und da sie in manchen geheimen Künsten erfahren war, braute sie einen Zaubertrank, einen Liebestrank, und mischte ihn Siegfried unter den Wein. Und als er den getrunken hatte, begehrte er nichts als Krimhild und dachte nie wieder an eine andere Frau bis an seinen Tod.

So allein, meinen manche, ist es zu begreifen, daß er Brünhild, die Walküre, der er seinen Ring gegeben, so ganz vergaß, daß er sich nicht einmal von ferne seines Bundes mit ihr erinnerte. Aber es geschieht wohl auch ohne Zaubertränke, daß ein Mann eine Frau, die er geliebt, um einer andern willen vergißt, wenn ihn neue Liebe erfaßt. Die Liebe selbst ist ein Zaubertrank und schlimmer als alle geheimen Künste. Sie schenkt Vergessenheit und schafft Recht und Unrecht, wie es ihr gefällt. Sie läßt sündigen und wehetun, zerreißt und verbindet Herzen, ganz wie es ihr in den Sinn kommt, und braucht dazu weiter keine Zaubermittel, als nur ihre eigene dunkle und gewalttätige Macht, der alle, auch die größten Helden, unterliegen, wenn sie sich nicht zu wahren wissen.

Doch das mag ein jeder verstehen, wie er mag. Genug ist es, zu wissen, daß Siegfried nicht, wie er dachte, ein oder zwei Tage am Hofe König Gunthers blieb, sondern länger als ein Jahr. Er, der gekommen war, ein Land zu erobern, diente dem schwächeren König wie ein Dienstmann. Er, der gekommen war, zu überwinden, wurde selbst überwunden, nicht von Helden und Männern, sondern von der Schönheit eines kleinen Mädchens. Das ist die einzige Niederlage, die auch einem Helden, wie man meint, nicht schimpflich ist.

Siegfried dachte: so hat doch jetzt all mein Leben, mein Streiten und Abenteuern ein Ziel: das heißt Krimhild. Um ihretwillen lohnt es sich, auf Erden zu sein.

Und Krimhild vergaß den Traum, der sie gewarnt hatte, oder lächelte darüber in ihrem Herzen und meinte: Die Adler möchte ich sehen, die mir diesen Falken anzutasten wagten. Auf den Traum



hin wollte ich Mut genug haben, ihn zum Manne zu nehmen, wenn sonst nichts im Wege ist.

Wann hätten Liebende sich warnen lassen, oder wann hätten sie Furcht gehabt vor dem Schicksal? „Ich liebe! Das ist genug. Ich will den Mund des Geliebten küssen. Dann mag werden, was will!“ So denken alle Liebenden. Sie fürchten den Tod nicht und kennen keine Gefahr, als die der Trennung.

Wahrlich, man kann wohl sagen, daß die Liebe eine große Trunkenheit ist. Wohl dem, der ihr entgeht. So sagen alle Weisen. Aber der, den die Liebe erfaßt hat, verlacht alle Weisheit und lobt Gott um der Liebe willen, als wäre sie das höchste Gut. Was gibt es denn sonst, denken die Liebenden, um dessentwillen es sich zu leben lohnte, als allein die Liebe! So dachten Siegfried und Krimhild.

An was hätten sie sonst denken sollen, als daran, wie sie einer den anderen gewinnen, einer dem anderen dienen könnten! Alles auf Erden ist den Liebenden nur ein Tand. Aber der Handdruck der Geliebten ist ein Königreich wert und eine Gabe der Götter. Siegfried, der den Drachen erschlug und die Furcht nicht kannte, zitterte, als Krimhild ihn grüßte und ihre Hand in die seine legte. Da lächelte Giselher, und Hagen sah auf die Seite.

Zu der Zeit, als Siegfried bei König Gunther war, überfielen die Sachsen und mit ihnen die Dänen unter ihren Königen Lüdegast und Lüdeger das Land König Gunthers und verwüsteten es und dachten, es ganz einzunehmen. Es war nachher viel die Rede davon, daß ihnen dies hätte glücken können, wenn damals nicht Siegfried bei dem Heere Gunthers gewesen wäre. Noch ehe es zur Schlacht kam, wagte Siegfried sich so weit vor, daß er den König Lüdegast nahe bei seinem Lager fing und fortführte. In der Schlacht selber wurden viele Sachsen und Dänen erschlagen, und sie wußten nicht, warum ihre Sache so schlecht stand. Als aber ihr König Lüdeger Siegfried unter den Feinden erkannte, da legte er

die Waffen ab und sagte: „Vor einem solchen Helden, dem die Götter selber helfen, sich zu beugen, kann auch einem tüchtigen Manne keine Schande bringen.“ Er gab sich mit seinem Heer in Siegfrieds Gewalt. Auch König Gunther und die Seinen zeigten sich als Männer in diesem Kampf, jeder tat das Seine, aber Siegfried tat mehr als sie alle, und als sie nach Worms zurückkamen, hieß es auf allen Gassen: „Diesen Krieg hat König Siegfried gewonnen.“ Das freute nicht alle. Hagen schlug einem, der auf der Gasse rief: „Heil König Siegfried, der uns vor Sachsen und Dänen bewahrt hat,“ über das Maul und sagte: „Dein König heißt Gunther, soviel ich weiß.“

Auch zu Krimhild kam die Botschaft, was Siegfried in diesem Krieg getan hatte. Sie ging ihm entgegen, neigte sich vor ihm und sagte: „Habt Dank, Herr, für alles, was Ihr für meinen Bruder und sein Land getan habt.“ „Das tat ich alles um euretwillen,“ sagte Siegfried, „und für niemand anders.“ Aber dennoch wagte er, der gekommen, König Gunthers Land zu nehmen, nicht, ihn um seine Schwester zu bitten. So verlegen und furchtsam macht die Liebe.

Es wurden große Feste gefeiert und Siegfried ging neben Krimhild und alle sagten, daß man ein schöneres Paar auf Erden nicht finden könne. Gunther bedachte, daß ihm ein solcher Schwager gut zustatten käme. Und als Siegfried, nur der Probe halber, zu Giselher sagte: „Ich werde euch nun bald verlassen müssen. Ihr werdet schon verdrossen sein, daß ich so lange an eurem Tische sitze,“ da lachte der Knabe und sagte: „So bald, fürchte ich, werden wir Euch nicht verlieren. Wir haben zuviel schöne Frauen hier. Das sind, wie es scheint, die Netze, in denen man Helden fängt.“

Krimhild, die dabei war, verwies dem Bruder die Rede.

„So wolltet denn Ihr, daß ich davonritte?“ sagte Siegfried.

„Nicht das sagte ich, Herr,“ sagte Krimhild. „Es könnte mir nichts Lieberes geschehen, als daß Ihr immer hier bliebet.“

„Das könnte noch so kommen,“ sagte Siegfried, „oder Ihr müßtet denn mit mir gehen.“

Da neigte sich Krimhild und strich über ihr Gewand und schwieg. Aber in ihrem Herzen lobte sie Gott, der ihr ein solches Glück beschert habe.



5. Brünhild



Damals kam eine seltsame Kunde in das Burgundenland, und nicht nur dorthin. Die Sänger erzählten es wie ein Märchen an allen Höfen, daß fern im Norden eine Königin wohne, gewaltiger als alle Männer und schöner als alle Frauen, herrlich wie eine von den Göttinnen der alten Zeit. Auch sagten manche, sie sei eine Walküre. Jetzt aber sei sie eine Königin, habe große Schätze und ein Heer von Helden und ein weites Land. Aber das beste von allem sei sie selber, und wer sie zum Weibe gewänne, der möchte wohl glücklich heißen. Aber wer sie gewinnen wolle, der müsse auch ein Held über alle Helden sein. Dem allein wolle sie folgen und Gattin sein, der sie im Zweikampf überwinde, der stärker sei als sie selbst.

„Lebt solch ein Mann auf Erden?" fragten die Sänger. Und man sah wohl, daß sie meinten: er lebt nicht.

Dann sagten sie noch, daß diese Königin Brünhild heiße und priesen ihre Schönheit so, daß alle Schönheit vor ihr verblaßte und die Männer traurig wurden vor Sehnsucht nach ihr und daß eine solche Frau so unerreichbar sein sollte.

Es muß gesagt werden, daß die Sänger des Nordens hier die Sage anders erzählen und meinen, daß Brünhild noch immer auf dem Zauberfelsen und in der Waberlohe lag, wie Siegfried sie einst verlassen hatte, und daß Siegfried zuerst am Hofe Gunthers von ihr erzählte, und daß dann König Gunther nach ihrer Schönheit begierig wurde und sie zum Weibe verlangte. Dann sei Siegfried mit Gunther zu dem Felsen geritten. Aber Gunthers Roß

scheute vor der Waberlohe. Da vertauschte Siegfried seine Gestalt mit der Gunthers, nach alter Zauberer Weise, und ritt auf seinem Roß Grani durch die Lohe und gewann so Brünhild für Gunther.

Aber die deutschen Sänger erzählen es anders und sagen, Brünhild sei unterdessen eine Königin geworden, wie ich sagte, und dann habe sich das Folgende zugetragen:

Die Kunde von der Schönheit und Herrlichkeit der fernen gewaltigen Frau kam auch an den Hof König Gunthers zu der Zeit, als Siegfried dort war. Und Gunther schien es eine würdige Tat für einen Helden, wie er war, das Abenteuer zu wagen und diese Frau zu gewinnen.

Eines Tages, als er mit seinen Helden bei Tische saß — auch Siegfried war unter ihnen — und als sie nach ihrer Art den König neckten und sagten, es sei nun wahrhaftig an der Zeit, daß er eine Frau nehme und dem Lande eine Königin gebe, und als sie ihm diese und jene Königstochter vorschlugen, da sagte Gunther: „Ihr habt recht und es ist an der Zeit, daß ich mich nach einem Weib umsehe. Aber ich will keine von denen, die ihr mir nennt. Ich will die Frau, von der man jetzt soviel hört. Ich will Brünhild gewinnen oder keine."

Da wurde Siegfried sehr ernst und sagte: „Wenn Ihr einen Rat annehmen wollt, so laßt Euch das nicht in den Sinn kommen."

„Sollte ich etwa," sagte Gunther, „vor einem Weibe Furcht haben?"

„Herr," sagte Siegfried, „das ist kein Weib wie andere Weiber. Ihre Kraft ist so groß, daß Ihr auch viermal so stark sein könntet, und es würde Euch doch das Leben kosten, wenn Ihr Euch mit ihr einlassen wolltet."

„Es scheint ja," sagte Hagen, „daß Siegfried mehr von ihr weiß, als wir alle. Und ich meine nun auch, daß wir für König Gunther kein besseres Weib finden können. Wenn aber Siegfried so gut

Bescheid weiß über sie, so möge er doch mit uns reiten und uns die Wege weisen."

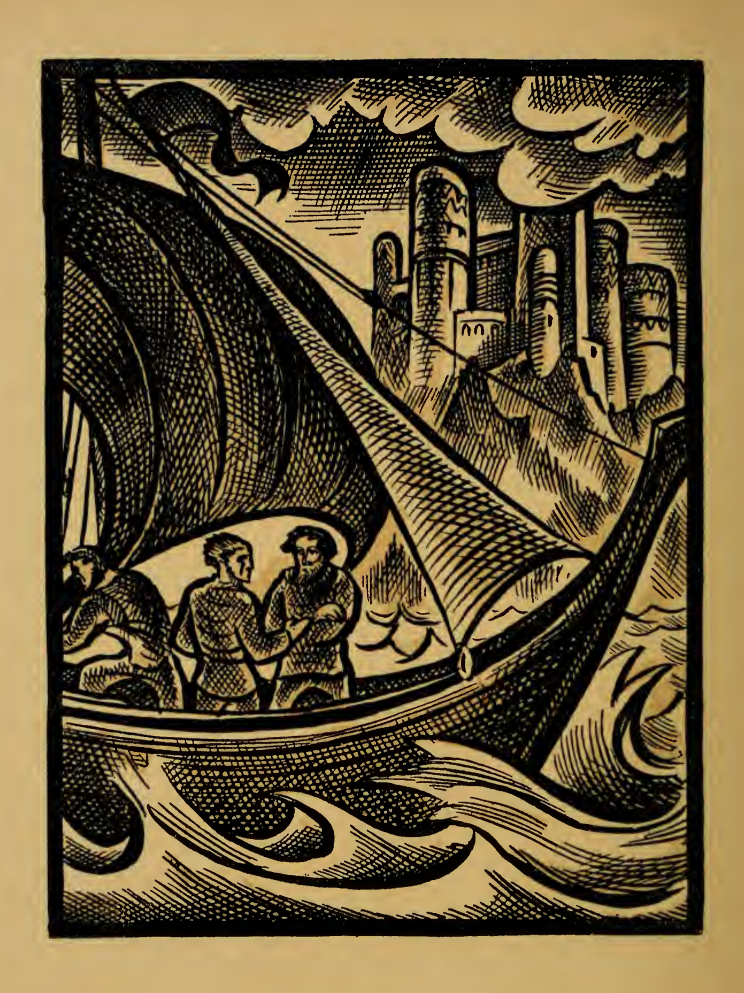
Es mag wohl sein, daß da die Gestalt Brünhilds vor Siegfrieds Gedanken stand und daß ihm einfiel, was er ihr schuldig war. Aber er schwieg davon und dachte nur an Krimhild. Darum eben meinen einige, daß ihm mit einem Zaubertrank vergeben gewesen sei. Und sie haben vielleicht so unrecht nicht. Aber der Zaubertrank hieß neue Liebe und hieß Krimhild und Schönheit eines jungfräulichen Mädchens. Und jetzt als Hagen ihn so aufforderte und sagte: „Siegfried könnte uns die Wege weisen," da sah Siegfried nur, daß dies ein Weg zu der war, die er begehrte, und er stand auf und sagte: „Ich kenne den Weg zu Brünhild wohl und ich hoffe auch, daß ich weiß, wie man sie zähmt, und ich will dir, Gunther, gerne darin beistehen. Aber eine Liebe um die andere. Wenn ich dir Brünhild gewinne, so gib du mir dann Krimhild, deine Schwester."

„Das wußte ich lange," sagte Gunther, „daß sie Euch lieb ist. Und das will ich auch zusagen, daß sie Euer eigen werden soll, wenn ich zuvor Brünhild gewonnen habe."

„Darauf wollen wir Eide schwören," sagte Siegfried. Und das taten sie und vermischten ihr Blut, zum Zeichen, daß sie nun Eins und wie Brüder wären. Dann drängte Siegfried, daß man sich bald auf den Weg mache.

König Gunther wollte zu diesem Zug ein halbes Heer rüsten. Aber Siegfried sagte: „Laßt das. Es würde uns gar nichts nutzen. Ein einzelner Mann muß diesen Kampf bestehen. Laßt Hagen mitgehen und seinen Bruder Dankwart. Das ist genug." Und diese vier stiegen in ein Schiff und fuhren den Rhein hinunter.

Nach vielen Tagen und einer langen Reise kamen die Helden vor das Schloß Brünhilds. Da schauten die schönen Mädchen nach ihnen zum Fenster hinaus und eine sagte zu Brünhild: „Wenn mich meine Augen nicht betrügen, so kommt dort Siegfried, Siegmunds Sohn." Da beugte sich auch Brünhild aus dem Fenster und sah ihn



und eilte ihm entgegen und begrüßte ihn und sah die anderen gar nicht an.

„Seid mir willkommen, Herr Siegfried," sagte sie. „Was führt Euch her, daß Ihr den Weg zu uns doch noch einmal wiedergefunden habt?" Man sah wohl, daß Brünhild sich freute.

Aber Siegfried trat zurück, verneigte sich und sagte: „Nicht ich komme zu Euch, Herrin, und nicht ich habe Wünsche an Euch, und nicht mir gelte Euer erster Gruß. Hier ist Gunther, mein König, dem ich diene, der will Euch zum Weibe haben."

Da verfinsterte sich Brünhild und wandte sich zu Gunther und sagte: „Wenn denn Ihr der Herr seid und dieser nur Euer Knecht, und Ihr so stolze Wünsche habt, so rüstet Euch. Wer mich gewinnen will, der muß erst zeigen, wer er ist. Aber ich hoffe, es wird euch allen das Leben kosten." Damit ging sie in das Schloß, und man sah, daß sie zornig war.

Die Knechte Brünhilds kamen und wollten den Helden die Waffen abnehmen.

„Nicht also", sagte Hagen, „von meinem Schwert trenne ich mich nicht gerne und so freundlich war dieser Empfang nicht".

„Gebt nur das Schwert", sagte Siegfried, „es wird euch kein Leid geschehen und es hülfe euch auch wenig, wenn ihr es hättet". Da gaben auch Hagen und Dankwart ihre Waffen ab, wiewohl ungern.

Als am anderen Tage alles zu dem Wettkampf gerüstet war, ging Siegfried vor aller Augen hinweg, als habe er noch etwas bei dem Schiffe zu tun. Heimlich aber zog er die Tarnkappe, die unsichtbar macht, über seinen Helm und trat so, ungesehen, hinter König Gunther.

Der ganze Platz stand voll Gewaffneter, und Hagen sagte zu Dankwart: „Das gefällt mir wenig, daß hier alle Waffen haben, nur wir nicht. Sie könnten uns, wenn es ihnen einfiele, in Stücke hauen. Hätte ich nur mein Schwert, so sollte mich niemand anrühren." Das hörte Brünhild, die schon in ihren Waffen, Helm und

Brünne dastand. Und sie lächelte voll Spott und sagte: „Man bringe dem Manne seine Waffen und seinen Harnisch, daß er sich nicht fürchtet. Euer Leben liegt in eures Herren Hand. Den bittet, daß er tut, was er kann, obgleich es ihm nicht viel helfen wird." Da brachte man Hagen und Dankwart die Waffen.

„Mir ist es doch lieber so", sagte Hagen. „Ich fühle mich so in besserem Schutze, als hätte man uns Eide geschworen."

Indem brachten Knechte einen schweren Stein herbei. Zwölf Männer trugen ihn nur mit Mühe. Als Hagen den Stein sah, machte er große Augen. „Was ist denn das?" sagte er. „Will sie mit diesem Kieselsteinchen Ball spielen? Zur Unzeit ging Gunther auf diese Freite. Ein solches Weib möge der Böse frein, aber kein ehrlicher Mann sollte sich mit ihr einlassen."

Brünhild schob die Ärmel an ihrem Gewande hoch und ergriff den Speer und den schweren Schild. Da berührte Siegfried Gunther unsichtbar an der Schulter, und der König erschrak und fuhr herum und sah niemand.

„Ich bin's. Siegfried ist's," sagte der Unsichtbare leise. „Fürchte dich nicht. Ich will dir in allem beistehen. Mache du die Gebärden. Ich will das Werk tun und diese Übermütige zähmen." Und schon kam der Speer herangeflogen, den Brünhild wider Gunther geschleudert hatte.

Siegfried ergriff Gunthers Schild von hinten und stieß ihn vor, und der Speer fuhr in den Schild mit solcher Gewalt, daß es war wie ein Blitzschlag, und daß eine Flamme aus dem Schild schlug, wo ihn der Speer getroffen. Und des Speeres Schneide durchstieß den Schild so gewaltig, daß die beiden Helden rücklings auf den Boden stürzten. Aber sogleich sprang Siegfried auf und zog Gunther mit empor. Dann riß er den Speer aus dem Schild und schleuderte die Waffe wider Brünhild, aber verkehrt und mit dem Schafte voran, damit er die Königin nicht verletze. Und er schleuderte den Speer so gewaltig, daß er Brünhilds Schild auf die Seite schlug, ihr Feuer aus dem Panzer hieb und sie selber zu Boden warf.



„Hab Dank“, rief die Königin und sprang auf. „Der Speerwurf konnte sich sehen lassen.“ Aber man sah, wie sie vor Zorn bebte und daß sie diese Kraft nicht in Gunther vermutet hatte. Dann lief sie hin und ergriff den Stein, den zwölf Männer getragen und schwang ihn überm Haupt und schleuderte ihn zwölf Klafter weit und tat einen Sprung und übersprang noch den Stein. Das schien allen ein Wunder. Und man kann wohl sagen und muß sich dessen erinnern, daß hier Kinder der Götter miteinander stritten: Brünhild und Siegfried. Doch Brünhild war betrogen und wähnte, Gunther bestehe diesen Kampf, der wahrlich für ihn nicht gemacht war. Aber er nahm, wie es schien, jetzt den Stein von der Stelle wo er nun lag, doch war es Siegfried, der ihn aufhob, in den Händen wog und dann von sich stieß, daß er eine gute Strecke weiterflog, als ihn Brünhild geworfen. Dann sprang er nach und übersprang ihn noch weit und schleppte im Arme Gunther mit sich, daß es aussah, als springe der König und tue all dies Werk. Ein schlimmer Betrug. Was sollte anders als Unheil aus ihm kommen?

Als Brünhild sah, wie Gunther sie in diesem Kampf überwand, da war ihr, als zerreiße ihr einer das Herz und als wolle ein bitterer Zorn sie erwürgen. Aber sie bezwang sich mit allen Kräften und verbarg ihren Schmerz in ihrem Herzen, neigte sich vor König Gunther und sagte:

„Menschenschicksal und Leid ohne Maße
Verhängte der Tochter der zürnende Vater.
Nur dieses ist ihr zum Troste geblieben,
Daß sie nicht minne unwürdigen Mann.
Er kann wohl sagen, daß keiner auf Erden,
Das konnte vollbringen, was er vollbracht.“

Dann bot sie dem Könige ihre Hand.

Hagen aber sagte leise zu Dankwart: „Es sieht nicht gerade nach gutem Wetter aus. Ihr Gesicht ist wie eine schwarze Wolke und dahinter vermute ich keine Sonne. Eine andre Freite, glaube ich, wäre uns und dem Könige angemessener gewesen.“

„Aber ich meine“, sagte Dankwart, „daß er ihr nicht nachsteht. Und ich staune noch über das, was ich gesehen habe und was er leistete. Aber die Frau sieht aus wie eine der Nornen, die das Schicksal weben.“

„Und diese nimmt keine Seide dazu,“ sagte Hagen.

Danach gingen alle in den Saal, und als sie versammelt waren, trat auch Siegfried herein und hatte die Tarnkappe abgelegt, und er stellte sich töricht, und als wisse er von allem nicht, was vorgegangen war.

„Man schmaust,“ sagte er, „und ich dachte, es sei an der Zeit, die Spiele zu beginnen und um den Kampfpreis zu ringen.“

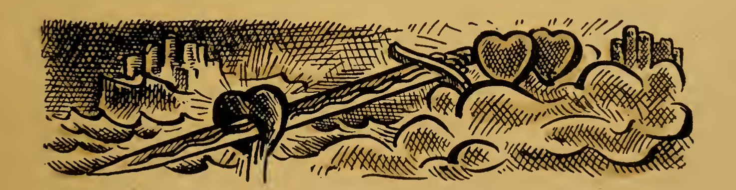
„Schlieft Ihr denn?“ sagte Dankwart, „daß Ihr nicht die unerhörten Dinge gesehen habt, die hier geschehen sind, und daß König Gunther Brünhild gewann?“

„Er war bei den Schiffen,“ sagte Hagen. „Aber nun mag er staunen.“

„So freue ich mich“, sagte Siegfried, „daß wir so köstliche Beute heimbringen und eine solche Frau zu Worms Königin sein soll.“ Und er verneigte sich tief vor Brünhild.

Sie sah ihn lange an unter finsteren Brauen und legte die Hand auf den Tisch, daran glänzte der Ring Andwaranaut, den ihr Siegfried einst mit heiligen Gelübden gegeben hatte.

Aber Siegfried sah über ihn hinweg, als kenne er ihn nicht, und dachte an Krimhild.



6. Die Hochzeit



unther wollte als nun Brünhild besiegt war, sogleich mit ihr Hochzeit halten. Aber sie schob es hinaus und sagte: „Das wird in Eurer Stadt Worms noch früh genug sein.“ Ein jeder, der sehende Augen hatte, konnte wohl merken, daß Brünhild Gunther nicht gerne zum Manne nahm. Irgendwo in ihr war eine Ahnung davon, daß sie betrogen sei um den Mann, der allein ihr vom Schicksal bestimmt war, und daß sie fühlte, daß hier nicht alles mit rechten Dingen zugegangen. Aber sie wußte nicht, was geschehen und sah keinen Ausweg. Doch war sie voll Trauer und wie verdunkelt.

Gunther merkte es wohl, aber er war allzu glücklich über seine Beute und dachte: es wird sich schon finden. Hagen meinte das auch und dachte, wenn Siegfried nicht da wäre, so würde mein Herr für mehr gelten. Dankwart war noch sehr jung und achtete nicht auf die Gebärden der Frauen und verstand sich darauf gar nicht. Siegfried aber sah und dachte nur an Krimhild und hatte nichts anderes im Herzen und in den Gedanken.

Die vier machten sich mit der Königin auf den Weg, und als sie in die Nähe von Worms kamen, hielt sich Siegfried nicht länger. „Ich will schnell vorausreiten“, sagte er, „und den Boten machen und sagen, daß wir im Glück und mit der Beute heimkommen.“ Das war Gunther zufrieden.

Als Siegfried auf seinem Roß Grani weit vorauseilte, weil er es nicht länger ertrug, fern von Krimhild zu sein, da sagte Brünhild



zu Gunther: „Ihr habt ja einen eifrigen Dienstmannen an Siegfried.“ Gunther lächelte dazu und schwieg.

Als Siegfried Krimhild wiedersah, schien es ihm, als sei er nun belohnt genug für alles, was er getan hatte. Er verkündete ihr seine Botschaft und in der Burg war viel Freude. Alle rüsteten sich, dem König und der Königin entgegenzugehen. Auch Frau Ute und Krimhild ritten auf weißen geschmückten Pferden an den Strand vor Worms. Und als der König aus dem Schiff stieg und Brünhild an der Hand führte, da lief ihr Krimhild entgegen.

„Das ist meine Schwester“, sagte König Gunther, „und soll nun eure Schwester sein.“

Da umarmten sich die beiden Frauen. Und alle verwunderten sich, wie schön sie waren, Brünhild wie ein Tag im Sommer, wenn er auf der Höhe ist, Krimhild wie der Frühling, wenn alles in der ersten Blüte steht. Brünhild neigte sich freundlich und umarmte die Liebliche noch einmal.

Mancher dachte nach, welche wohl die schönste von den beiden Frauen sei, doch das war ein Streit, der sich nicht entscheiden ließ. Aber einer, der Brünhild lange ansah, sagte zu seinem Nachbarn: „Du hast recht, sie ist wie ein Sommertag in des Sommers größter Pracht: Auf ihren Brauen wohnen Gewitter und Blitze hinter ihren Wimpern.“

Dann begann das Fest, und man feierte die Hochzeit mit großem Prunk. Mit Kämpfen und Spielen füllten sie den Tag. Und als es Abend wurde, saßen alle in der Halle des Königs und erwarteten das Nachtmahl. Knechte kamen mit den Becken voll Wassers, daß sich der König vor dem Mahle die Hände wüsche, wie es denn Brauch ist. Aber ehe noch Gunther die Hände in das Becken tauchte, trat Siegfried vor ihn und sagte: „Einen Augenblick, Herr, und gedenkt der Eide, die wir einander schwuren und dessen, was ihr mir gelobt habt. Ihr feiert Hochzeit, aber auch ich denke nicht mehr länger zu warten, als bis zu dieser Stunde.“

„Wahrhaftig“, sagte Gunther, „wir wollen dies Fest zusammen

feiern. Ihr braucht mich nicht an Eide zu mahnen. Ich weiß ohnedies, was ich euch schuldig bin." Und er befahl, daß man Krimhild rufe.

Brünhild saß neben dem König und blickte auf, was das werden wolle.

Als Krimhild vor dem Könige stand, nahm er ihre Hand in die seine und sagte: „Hier ist einer, Schwester, der dich zum Weibe möchte, und du handeltest sehr nach meinem Willen, wenn du nicht nein sagtest." Dann stellte er sie vor Siegfried.

„Willst du ihn?" sagte Gunther, aber man sah wohl, daß er nicht so hätte zu fragen brauchen. Krimhild leuchtete, als scheine sie ein Feuer an, dann sagte sie: „Lieber Bruder, wie sollte ich euch anders als gehorsam sein?"

„Nur darum?" sagte Siegfried.

Da schüttelte sie ganz leise den Kopf. Und man sah wohl, daß er auch das nicht hätte zu fragen brauchen. Und Gunther vereinte ihre Hände, und sie umarmten sich und küßten sich vor allem Volk.

Da schlugen die Mannen an die Schilde und mit den Fäusten auf die Tische, und es war ein Lärm und großer Jubel, daß nun zwei Hochzeiten auf einmal sollten gefeiert werden.

Hagen aber blickte auf Brünhild und stieß Dankwart mit dem Ellenbogen. „Sieh, da die Königin, was ist ihr?"

„Sie weint", sagte Dankwart, „sie weint vor Rührung".

„Du verstehst nichts von Frauen und ich auch nicht," sagte Hagen, „aber das sehe ich, daß diese Frau Rührung nicht kennt, und daß das Wasser sind, die aus einem harten Stein kommen."

Indessen drängten sich alle um Siegfried und Krimhild, und man setzte sie oben an die Tafel, an den Ehrenplatz. Gunther und Brünhild aber saßen für sich an einem besonderen Tische, wie es den Königen bei den Festen ziemt.

Jetzt kam Gunther zurück und setzte sich neben die Königin, da sah er, wie sie hoch und finster dasaß, und wie die Tränen über ihr Gesicht liefen. Sie gab sich nicht einmal Mühe, es zu verbergen.

Gunther erschrak und fragte: „Herrin, was ist euch? Haben wir nicht vielmehr Grund, fröhlich zu sein?"

Da war es, als erwache Brünhild, und sie verbarg ihr Herz und verstellte sich, und mühsam kamen die Worte: „Herr", sagte sie, „ich weine um meine Schwester Krimhild, daß ihr ihr solche Schande antut und gebt sie einem zum Manne, der nur euer Knecht und Dienstmanne ist. Und sie ist eine Königin. Hättet ihr nicht eine bessere Wahl treffen können?"

Da lachte Gunther und sagte: „Frau, ist es nur das, so laßt eueren Kummer fahren. Siegfried hat Lande und Burgen wie ich und reicher wie ich. Ich wüßte keine Frau, wie edel sie sei, die ich ihm nicht gönnte."

„Aber ist er nicht euer Knecht und Dienstmanne? Hat er es nicht selbst gesagt, als ihr kamt, um mich zu werben, und als ich meine Worte an ihn verlor?"

„Ja, ja", sagte Gunther, „aber laßt das. Ein andermal will ich euch sagen, warum ich ihm Krimhild zum Weibe gab. Es hat seinen guten Grund."

„So sagt ihn mir!" sagte Brünhild.

„Hier ist nicht Ort und Zeit", sagte der König.

„Sagt es mir!" sagte Brünhild.

„Nein, nein," sagte Gunther, „es ist ja nichts Besonderes."

Da schwieg Brünhild und saß neben dem König mit bleichem Antlitz. Jetzt sahen es alle, daß Gewitter auf ihren Brauen lagen.

„Es scheint", sagte Hagen, „sie kann auch diesen Burschen nicht leiden, der da breit und strahlend an der Tafel sitzt und um sich schaut, als wäre die Welt sein eigen. Nach meinem Geschmack ist er auch nicht."

Als es Nacht wurde, führte man beim Schein der Fackeln die Neuvermählten in ihre Kammern: Siegfried und Krimhild, den König und die Königin.

Siegfried und Krimhild erfuhren da, was der Spruch heißt:

Ein Leib, eine Seele, ein Blut, ein Mund.

Sie erfuhren, was Liebe heißt und was Glück heißt. Gott lasse es alle Liebenden erfahren.

Als aber Gunther und Brünhild allein in ihrer Kammer waren, trat die Königin hart vor den König und sagte: „Nun will ich wissen, was du meintest, als du sagtest: es hat seinen guten Grund, und warum du deine Schwester einem Knecht gabst."

Gunther wollte das mit einem Scherz abtun und wollte Brünhild umarmen.

„Rühre mich nicht an!" sagte sie. „Wahrhaftig, ich tue einen Schwur, du sollst mich nicht eher anrühren, als bis ich dies erfahren habe."

„Welche Torheit," sagte Gunther, „du bist mein Weib. Was kümmern uns die andern," und er wollte sie mit Gewalt umarmen. Da ergrimmte Brünhild und ward sinnlos vor Zorn. Mit Gewalt ergriff sie den König. Und nun zeigte sich, wer in Wahrheit der Stärkere war von beiden. Sie band ihm die Hände mit dem Gürtel ihres Kleides, hob ihn auf und hängte ihn — es ist lächerlich und schimpflich zu sagen, aber wie soll ich es verschweigen? — und hängte ihn an der Wand auf an einem Nagel, an den man die Kleider zu hängen pflegte. Wie ein Bündel Kleider oder einen Sack mit Wäsche hing sie ihn auf, so zornig war sie und so sehr wohnte noch das Blut und die Kraft der Walküre in ihr, daß dem König kein Widerstand half. Und da war keine unsichtbare Hand, die die Arbeit für ihn getan hätte.

Nach diesem Werk legte sich Brünhild auf ihr Lager und löschte die Lichter.

Nie war ein Mann in einer schimpflicheren Lage, und Gunther verfluchte seine Fahrt und daß er ein solches Weib genommen. Und zuletzt bat er und bettelte, sie möge ihn herabnehmen, und er wolle sie nicht berühren und in Frieden lassen.

„So sagt mir, was ist es mit Siegfried!" sagte Brünhild.

Aber da schwieg Gunther. Wie hätte er dies verraten können?

„So bleibe, wo du bist," sagte das Weib, und sie ließ ihn hängen bis an den Morgen. Dann löste sie ihm die Bande und sagte: „Nur daß eure Knechte euch nicht so finden, euch und mir zur Schande."

Mit dem neuen Tag begann in der Burg aufs neue Fest und Fröhlichkeit, Tanz und Spiel, Andacht und Tollheit, in buntem ausgelassenem Wechsel. Siegfried war fröhlich mit den Fröhlichen, andächtig mit den Andächtigen, ausgelassen mit den Ausgelassenen. Sein Herz war ganz leicht und wunschlos. Alles Begehren hielt er erfüllt in Händen, wenn er die Hand Krimhilds umfaßte.

So begegnete er Gunther und sah, wie der König traurig, matt und ganz verändert war. „Was ist dir, Bruder?" sagte er. „Warum siehst du so sauer an einem solchen Tage?"

Da nahm ihn der König auf die Seite und sagte ihm mit wenig Worten, was vorgegangen war. „Sieh nur," sagte er, „sie hat mir die Hände gepreßt, daß mir das Blut aus den Nägeln gesprungen ist. Schimpf und Schande habe ich mir ins Haus geladen und keine Freude. Es ist nichts Menschliches an ihr."

„So muß man sie zwingen", sagte Siegfried, „daß sie Menschliches duldet. Verbirg deinen Kummer. Ich will dir beistehen. Wenn es Nacht wird und du gehst in deine Kammer, und die Lichter verlöschen in den Händen der Knechte, dann merke, daß ich gekommen bin, und schicke alle fort und laß uns sehen, ob wir diese Bärin nicht bändigen können." Das war Gunther zufrieden, wiewohl mit Sorgen. Dennoch verging ihm der Tag zu langsam.

Als es Nacht wurde und alle in ihre Kammern gingen, umarmte Krimhild den Geliebten, aber er, der bedachte, daß Gunther ihn erwarte, verabschiedete sich von ihr und sagte: „Warte auf mich ein Weilchen. Ich habe noch dies und das zu ordnen."

„Aber wohin willst du", sagte sie, „noch in der Nacht?"

Er wehrte sie ab und ging hinaus und als sie ihm nachsah, war er nirgends zu finden. Denn er hatte die Tarnkappe über das Haupt gezogen und trat unsichtbar in die Kammer König Gunthers



und verlöschte den Knechten, die die Fackeln hielten, die Lichter in den Händen. Da sah Gunther, daß Siegfried Wort hielt und sandte alle hinweg.

Es ist seltsam und nicht erfreulich davon zu erzählen, wenn ein Mann eine Frau mit Gewalt überwindet, und wenn eine Frau so herrisch und gewalttätig ist, daß sie wie ein Mann ringt und streitet. Aber es ist zu bedenken, daß Brünhild eine Walküre war und vieles an ihr anders, als an Menschenfrauen. Es war aber der Glaube der Väter, daß eine solche alle ihre Kraft verlöre, wenn sie erst einmal in eines Mannes Armen gelegen und Frauenschicksal erduldet hätte.

Als Brünhild, wie sie meinte, mit Gunther allein war, und er sie, wie ihm Siegfried geheißen, umarmen wollte, da gedachte sie es zu machen, wie am Abend vorher. Aber in der Dunkelheit, in der alle Lichter verlöscht waren, sprang Siegfried dem Könige bei. Und noch einmal ward Brünhild betrogen und zuletzt, wie sie meinte, von Gunther in hartem Kampfe überwunden und niedergeschleudert, daß sie um Gnade flehte, und gelobte fortan, Gunther als ihren Herrn und Gemahl zu erkennen, ohne Trotz und Widerstand.

Da entfernte sich Siegfried heimlich. Aber während des Kampfes und Ringens hatte er der Königin den Gürtel, mit dem sie Gunther zu binden dachte, entrissen und von ihrem Finger den Ring Andwaranaut gestreift. Beides steckte er zu sich und nahm es im Übermut mit wie eine Beute, lächelte darüber und wußte nicht, daß er hier das Verderben vieler und den eigenen Tod in Händen trug.

Als er zu Krimhild kam, verbarg er Ring und Gürtel, entwich ihren Fragen und umarmte sie. Aber sein Gewand war zerrissen und man sah wohl, daß er aus einem harten Ringen kam. Als Krimhild nicht abließ mit Fragen, lachte Siegfried und sagte: „Man sagt doch mit Recht, daß alle Frauen voll Neugier sind. Aber Verschwiegenheit ist die Sache der Männer."

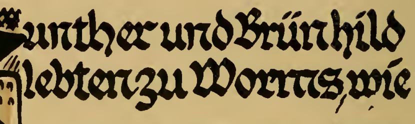
„Das wird sich zeigen", dachte Krimhild und schwieg für jetzt. Aber darum vergaß sie dies nicht und wartete, wie die Frauen tun,

ihre Stunde ab. Es dauerte eine ganze Weile, da erfuhr sie zuletzt doch, was geschehen war, und wie Brünhild zweimal betrogen worden, und sie triumphierte heimlich in ihrem Herzen. Siegfried gab ihr den Gürtel Brünhilds und den Ring Andwaranaut. Den trug nun das Kind wie einen köstlichen Schmuck am Finger.

Dies geschah aber erst lange, nachdem Siegfried und Krimhild von Worms Abschied genommen hatten und in Siegfrieds Land gezogen waren. Man sagt, daß sie viele Jahre dort in Freuden lebten. Das Land aber hieß das Nibelungenland, von dem Schatz, den Siegfried dort bewahrte. Und manche meinen, daß es weit im Norden lag und dort, wo es heute Norwegen heißt.



7. Der Streit der Königinnen



es schien, fröhlich und in Frieden. Doch wer will in die Herzen der Menschen schauen und sagen, wie es Brünhild in all dem zumute war! Aber das zeigte sich bald, daß sie Vergessenheit nicht gelernt hatte, und daß da noch manches war, was sie klarzumachen oder irgendwie an ein Ende zu bringen dachte. Eines Tages sagte sie zu Gunther: „Du hast ungetreue Dienstmannen, die so tun, als wärest du gar nicht auf der Welt. Ich habe noch nicht gehört, daß Siegfried dir Zins und Steuer geschickt hätte, wie doch ein Lehnsmann soll. Auch macht er sich selten und hat sich nun solange nicht an deinem Hofe sehen lassen, wie seine Pflicht wäre."

Doch Gunther lächelte nur und ließ das eine Rede sein.

Brünhild aber dachte diese Sache nicht ruhen zu lassen. Nach einer Weile sagte sie: „Ich sehne mich so nach deiner Schwester. Es wäre mir eine große Freude, sie wiederzusehen. Sie könnte wohl einmal unser Gast sein und du solltest nicht säumen, sie und Siegfried zu uns zu laden. Ich sehne mich wirklich nach ihnen beiden."

„Ich wüßte mir auch keine lieberen Gäste", sagte Gunther. Dann sandte er Boten an Siegfried und Krimhild, und auch Frau Ute gab ihr Wort dazu und ließ die Tochter bitten, zu ihr zu kommen, solange sie noch lebe: „Sagt ihr, ich sei alt geworden und möchte sie noch einmal sehen vor meinem Ende."

Mit dieser Botschaft kamen die Boten zu Siegfried nach müh-

samer Reise, und sie beredeten Siegfried und Krimhild, daß sie bald gen Worms kämen, mit ihnen Feste zu feiern und Sonnenwende.

Als die Boten nach Worms zurückkamen und meldeten, daß Siegfried und Krimhild ihnen folgen würden, zeigten sie allenthalben den Botenlohn, den sie von Siegfried erhalten hatten, Gold, Silber und Kleinodien. Alle bestaunten diese Schätze. Aber Hagen sah sie scheel an und sagte: „Es ist nicht schwer, dergleichen Geschenke zu geben, für einen, der den Schatz der Nibelungen hat. Wäre der zu Worms, so solltet ihr noch ganz andre Gaben empfangen." Das hielten alle für ein neidisches und böses Wort.

Nicht lange nach den Boten kamen die Gäste selber, Siegfried, Krimhild und viele Ritter mit ihnen, alle in großer Pracht und in einem Reichtum, daß Brünhild heimlich sagte: „Da sieht man, daß dieser Lehnsmann reicher ist als sein König." Aber sie begrüßte Krimhild freundlich und umarmte sie vor allem Volk. Die Tage vergingen, wie es schien, in Freude und Festen. Heimlich aber dachte Brünhild an nichts anderes, als wie sie Klarheit über das bekommen möchte, was ihr lange genug verborgen gewesen war.

Eines Tages saßen die Frauen beieinander an den Fenstern und blickten in den Hof hinab, wo sich die Männer mit Spielen vergnügten, mit Speerwerfen, Stechen und Steinstoßen. Als Krimhild sah, wie Siegfried es allen zuvor tat, hielt sie nicht an sich und begann, ihn zu rühmen und zu erheben vor allen anderen Männern.

„Er ist ein solcher," sagte sie, „daß er die Welt beherrschen sollte. Und er vermöchte es auch, wenn ihm daran läge."

„Du sagst da sehr viel," sagte Brünhild. „Wenn du und er allein auf der Welt wären, so möchte es stimmen. Aber es leben da noch einige andere."

„Nimm es nicht für böse auf," sagte Krimhild, „ich wollte Gunther nicht schelten, und weiß wohl, was er wert ist. Wir wollen uns vereinigen und sagen: Helden wie diese findet man nirgend auf Erden, und einer ist des anderen wert und einer dem anderen gleich."

„Nicht also," sagte Brünhild, „einer ist der Herr und einer ist der Knecht. Ich selber hörte das Siegfried sagen, daß er König Gunther untertan sei, als sie kamen, um mich zu werben. Mich wundert schon lange, daß ihr uns keinen Zins gesandt habt, wie sich für Lehnsleute ziemte. Man sieht ja auch, daß ihr es vermöchtet."

Da schlug Krimhild die Hände ineinander und sagte: „Aber Schwester, was ist das für eine Rede, daß Siegfried Gunther untertan sei. Er ist ein König und Herr wie er und niemand untertan. Eher ließe sich dein Wort umkehren; denn es ist niemand auf Erden meinem Manne gleich, Gunther nicht ausgenommen. Ich sage das nur, weil du mich gereizt hast, aber es ist die Wahrheit."

„Da sieht man," sagte Brünhild, „wohin es führt, wenn man zu Verwandten allzu freundlich ist. Ich habe dich gehalten wie eine Schwester und Gunther deinen Mann wie einen Bruder, aber nicht damit ihr vergäßet, was ihr uns schuldig seid. Sonderlich, dein Mann ist groß darin, wie es scheint, Eide und Treue für nichts zu achten."

Da lachte Krimhild, aber nicht aus gutem Herzen, sondern aus Spott und Zorn. „Es scheint vielmehr," sagte sie, „daß man dir deutlicher zeigen muß, wer Gunther ist und wer andere!" Damit stand sie auf und ging im Zorn hinweg.

Nun sagen einige, das Folgende sei im Bade geschehen: Als Brünhild im Rheine badete, kam Krimhild und badete oberhalb, und als Brünhild sie schalt und forderte, daß sie, als eines Lehnsmannes Frau, ihr das Wasser nicht trübe, da habe Krimhild die zornigen Worte gesagt und das getan, was dann Siegfried und zuletzt allen, von denen hier die Rede ist, den Tod brachte.

So sagen nordische Dichter. Deutsche Männer erzählen die Sache ein wenig anders.

Es war, wie die deutschen Dichter der Vorzeit sagen, noch an demselben Tage, an dem sich die Königinnen gestritten, und als ihr Zorn noch ganz frisch war, da ging Brünhild zum Münster. Vor



dem Tore aber blieb sie stehen und wartete auf Krimhild: „Nun will ich doch sehen," dachte sie, „ob diese Törichte es so weit treibt, daß sie es wagt, vor den Augen des ganzen Volkes ihre Königin zu beleidigen und vor ihr in das Münster zu gehen."

Sie wartete noch nicht lange, da kam Krimhild mit ihren Frauen und hatte sie und sich, der Königin zum Trotz, herrlicher geschmückt als jemals. Und als sie an das Münster kam, schritt sie ohne zu zögern die Stufen hinan.

Da hielt sich Brünhild nicht länger und rief: „Halt ein du, es ziemt sich nicht, daß das Weib eines Lehnsmannes vor ihrer Königin in das Münster geht."

Alle hörten den Ruf und erschraken und sahen auf, was das werden wolle. Aber Krimhild hielt nicht an und stieg die Stufen hinan, und von der obersten Stufe zurückgewendet, sagte sie: „Du hättest besser geschwiegen. Aber nun muß ich es dir sagen: du wärest nie dieses Königs Weib geworden, wenn nicht dieser Lehnsmann, wie du sagst, dich dazu gemacht hätte!"

„Das redet der Wahnsinn!" rief Brünhild.

„Ach nein," sagte Krimhild, „das redet die Wahrheit." Und dann ging sie in das Münster hinein und verneigte sich da, wer weiß wie fromm.

Auch Brünhild ging in das Münster. Aber man sah, daß sie von allem, was um sie her vorging, nichts sah und hörte. Als die Messe zu Ende war, eilte sie vor die Türe und erwartete Krimhild und vertrat ihr den Weg. „Nun sag," rief sie, „was bedeutete das, daß du sagtest, der Lehnsmann habe mich zum Weib des Königs gemacht, und was ist es mit dieser Lüge!"

Seht, da holte Krimhild — und keine Vernunft warnte sie — unter ihrem Gewande den Gürtel hervor, den Siegfried einst in der Nacht von Brünhild genommen und den er zuletzt seinem Weibe geschenkt hatte.

„Kennst du den Gürtel?" sagte Krimhild.

„Er ist mir gestohlen," sagte Brünhild.

„Und kennst du den Ring?“ sagte Krimhild und hielt ihr den Ring Andwaranaut unter die Augen. Und er blitzte wie ein köstliches Kleinod mit einem blutroten Schein.

Da verfärbte sich Brünhild und sagte: „Diebe nahmen ihn mir. Ich habe lange danach gesucht.“

„Ach nein,“ sagte Krimhild, „Siegfried nahm ihn dir wie eine Beute, als er dich für König Gunther zähmte in der Nacht und unter der Tarnkappe, so wie er dich gezähmt, als du die Wettspiele mit deinem Manne zu spielen meintest.“ Und nach diesen Worten ging sie rasch und rauschend hinweg, als hätte sie einen großen Sieg gewonnen.

Brünhild kam zu Gunther und sagte: „Das und das sagt deine Schwester. Wie ist es damit?“

Gunther erschrak und sprang auf und sagte: „Das ist Weibergeschwätz. Wie kannst du darauf hören!“

Aber Brünhild merkte wohl, wie erschrocken er war. „Sie trägt meinen Gürtel,“ sagte sie, „und sie trägt meinen Ring.“

„Das will ich dir wieder verschaffen,“ sagte Gunther. „Das muß sie herausgeben. Wer kann wissen, woher sie das hat.“

„Ja, wer kann es wissen,“ sagte Brünhild, „aber das sage ich euch, daß ich von heute ab euer Weib nicht mehr bin, bis an den Tag, wo dieser Schimpf gerächt ist an dem, der sich solcher Dinge rühmt. . .“

„Ich will Siegfried holen,“ sagte Gunther, „er soll dir sagen, welch Geschwätz dies ist und soll Krimhild strafen.“

„O gewiß,“ sagte Brünhild, „er wird schwören, was ihr wollt. Aber ich tue, was ich gesagt habe.“ Dann ging sie fort und ging in ihre Kammer. Und wo sie ging, war es, als wandle das Verderben dunkel und furchtbar wie eine Gewitterwolke vorüber. Alle entsetzten sich vor ihr. Aber als sie in ihre Kammer kam und alle ihre Mägde hinausgeschickt hatte, da weinte sie und war lange wie von Sinnen.

Dann sprach sie den Vers:

„Nun walte, Schicksal, und webe zu Ende,
was du begonnen nach dunklem Befehl.
Wahrlich nun weiß ich, was lange ich wußte,
verkauft und verraten, betrogene Frau!
Einen nur liebt ich, der eine verriet mich.
Länger zu leben, lohnte sich kaum.
Aber noch bleibt mir eins zum Beschlusse:
Treue zu rächen an treulosem Mann.“

Dann weinte sie wieder, und nach einer langen Weile sagte sie noch dies:

„Ich hatte mit Eiden mich Einem verlobt,
der ritt mit Golde auf Granis Rücken.
Nicht einer auf Erden war gleich dem Einen.
Ach warum haben das Götter gewendet,
daß alle Eide der Eine vergaß,
daß ich muß sitzen und Mord ersinnen,
bis feurige Lohe, die einst sie vereinte,
lange Getrennte wieder vereint!“



8. Siegfrieds Tod



an sagt, daß Gunther und Siegfried sich viel Mühe gaben, den Streit der Königinnen zu versöhnen, daß sie so taten, als sei alles nur ein zorniges, nichtsnutziges Geschwätz, das man vergessen müsse, wie eine große Torheit. Siegfried tadelte und zürnte Krimhild und gab Gunther Ring und Gürtel zurück. Auch Gunther bemühte sich, alles zum Guten zu wenden und ließ das Fest nicht aufhören und die Fröhlichkeit nicht abbrechen. Aber was half das alles und was konnte es helfen?

Gunther brachte Brünhild Gürtel und Ring und sagte: „Es hat sich alles als ein törichtes Gerede herausgestellt und Siegfried hat Krimhild hart gestraft. Laß uns Frieden halten und das Vergangene vergessen. Es ist das beste für uns alle."

„Ja," sagte Brünhild, „das ist die Sache aller Feigen, daß sie verzeihen. Laßt uns das Vergangene vergessen! ist die Rede aller, die keine Ehre haben."

„Aber was willst du denn noch?" sagte Gunther.

„Den Tod des Verräters!" sagte Brünhild. „Sonst will ich gar nichts und sonst liegt mir gar nichts am Herzen."

Da entsetzte sich Gunther und sagte: „Er ist unser Bruder und hat unsre Schwester zum Weibe. Wir haben ihm Eide geschworen."

„Ich habe auch Eide geschworen," sagte Brünhild, „und die denke ich zu halten."

„Und wenn wir auch an ihn wollten," sagte Gunther, „er ist uns zu mächtig. Niemand wird es wagen, ihn anzurühren."

„Das wußte ich lange,“ sagte Brünhild, „daß er mehr ist als ihr alle, und daß ihr Grund habt, ihn zu fürchten.“

Auch Hagen kam zu Brünhild: „Was ist euch, Königin?“ Ihr seid traurig.“

„Sollte ich lachen,“ sagte sie, „daß unter den Burgunden keine Männer sind, die es wagen, die Ehre einer Frau zu beschützen?“

„Das sagt nicht,“ sagte Hagen, „denn dazu kam ich her, daß ihr Hoffnung faßtet.“

„Wer seid ihr,“ sagte Brünhild, „daß ihr den anrühren dürftet, von dem hier die Rede ist. Er ist euch zu mächtig.“

„Es ist wahr,“ sagte Hagen, „die Götter haben ihn gut geschützt, und er weiß viele Künste und hat rohe Kräfte. Aber auch die List vermag manches.“

„Das sind Worte,“ sagte Brünhild.

„Aber das ist lange bekannt,“ sagte Hagen, „daß Hagen keine Worte macht, und daß er weiß, was er sagt.“

„So laßt es auch mich erfahren,“ sagte Brünhild.

Damit schieden sie für diesmal.

Hagen ging und traf König Gunther. „Es ist einer zuviel auf Erden,“ sagte er. Aber Gunther hieß ihn schweigen und schalt ihn: „Denk an unsere Eide!“ „Hat er nicht auch geschworen,“ sagte Hagen, „und hat er nicht doch geschwatzt wie ein Weib, euch zu verunehren. Das sage ich euch, Herr, wenn euch an eurer Königin noch etwas liegt, so gibt es hier keinen anderen Ausweg.“

Und wieder sagte Gunther das schlimme Wort: „Er ist uns zu mächtig.“ „Laßt es mich bedenken,“ sagte Hagen und ging seiner Wege.

Man sagt auch, daß Hagen versuchte, Gernot, Giselher und die anderen Degen zu gewinnen. Aber sie entsetzten sich über solche Gedanken. „So muß ich es allein tun,“ sagte Hagen. „Ich habe es der Königin geschworen. Und wenn ich es nicht geschworen hätte, so ist mir dieser Tor schon lange zuwider. Was sind denn wir noch

und was ist König Gunther? Er spreizt sich wie ein Pfau an unserem Hofe und verläßt sich auf seine Kraft und seine Schätze und was weiß ich. Aber er ist töricht wie ein Kind und hat nicht viel Besinnung."

„Er ist ohne Argwohn und hat allzuviel Vertrauen," sagte Gernot. Auch Giselher wandte sich gegen Hagen und sagte: „Was tat Siegfried uns anderes als Gutes? Unsere Feinde sind seine Feinde, unsere Freunde die seinen. Wie kann man solche Gedanken wider ihn haben?"

Da schwieg Hagen. Aber heimlich machte er einen Plan und beriet ihn mit Gunther. Und Gunther sah Brünhild an, die wie ein Stein war und ihn mit solchen Augen ansah, als sähe sie ihn nicht. „Wahrhaftig," dachte er zuletzt, „es gibt keinen anderen Ausweg und es ist Schicksal. Hagen mag es verantworten. Meine Hand will ich nicht dazu leihen." Aber dennoch half er Hagen in seinen Plänen.

„Er wäre wohl zu fällen," sagte Hagen, „wenn ich nur die Stelle wüßte, wo er ein Mensch ist, wo ihn ein Schwert treffen kann und wohin das Lindenblatt fiel, als er im Blute des Drachen badete." — Denn dies hatte Siegfried nicht verhehlt und vor den Freunden in Scherzes Weise davon gesprochen, so sehr vertraute er ihnen. — „Wenn ich die Stelle wüßte," sagte Hagen, „so wäre er in meiner Hand."

Er dachte lange darüber nach und bedachte es von allen Seiten. Endlich aber hatte er seinen Plan fertig und sagte ihn Gunther. Heimlich ließen die beiden falsche Boten ausgehen. Die kamen mit Botschaft, daß die Sachsen und Dänen, die Siegfried einst niedergeworfen, wieder in das Land gefallen seien und es verwüsteten. Das gab einen großen Lärm am Hofe, und Gunther ließ alle seine Mannen aufbieten, wie zu einem Heereszug.

„Vergeßt nur mich nicht," sagte Siegfried, „ich denke, wir lehren diese Burschen tanzen wie junge Bären." Er war froh über diesen Krieg, daß nun etwas zu tun sei und man dieses bösen Weiber-

zankes nicht mehr zu denken brauche. Er ließ eilig seine Waffen rüsten und seine Mannen sich bereit machen.

Krimhild aber war traurig und hatte böse Träume. Es war die Zeit, böse Träume zu haben, die ja wie die Schatten böser Gedanken sind. Nicht alle Träume soll man verachten. Man soll sie eine Warnung sein lassen. Und dennoch entrinnt niemand dem Schicksal, und wer zu entrinnen meint und es klug anzufangen denkt, der muß wider seinen Willen dazu helfen, daß es erfüllt wird. Das erfuhr jetzt Krimhild.

Sie saß in ihrer Kammer voll Sorge über den Heereszug und dachte: „Es ist mir so dunkel zumute. Ohne Zweifel werden meinen Herrn Siegfried in diesem Krieg schlimme Gefahren bedrohen." Da kam Hagen, als wolle er Abschied von ihr nehmen, wie man denn tut.

„Ihr seid betrübt, Herrin," sagte er. „Grämt ihr euch um den Streit, den ihr mit der Königin hattet? Vergeßt das, so wie sie, glaube ich, es schon vergessen hat."

„Das wäre mir lieb," sagte Krimhild, „so sehr zürnte mir Siegfried. Aber wer kann seinen Worten immer gebieten und gerechten Zorn im Zaume halten."

„Das kann niemand," sagte Hagen und machte sich freundlich. „Aber nun vergeßt das und laßt von eurer Traurigkeit."

„Nicht das bekümmert mich," sagte Krimhild, und sie verriet ihm ihre Sorge.

Aber Hagen lachte und sagte: „Ist Siegfried nicht unverwundbar? Was sollen denn wir sagen, die wir nicht im Blute eines Drachen gebadet haben?"

„Er ist unverwundbar," sagte Krimhild, „aber es ist da eine Stelle, durch die der Tod ihn ebensogut treffen kann wie einen anderen. Und wenn in der Schlacht die Speere fliegen, so haben sie keine Vernunft, und es könnte wohl einer ihn gerade dort finden und ihm den Tod bringen. Das Unwahrscheinlichste geschieht oft und das Unmöglichste hat man gesehen."

„Das ist wahr," sagte Hagen, „aber wir sind bei ihm, und ein guter Freund ist auch etwas wert und könnte wohl acht auf ihn geben, wenn er nur wüßte, wo er ihn zu schützen hat."

„Darüber dachte ich auch nach," sagte Krimhild, „er brauchte einen Freund, der hinter ihm stände und ihn bewahrte."

„Der Freund will ich sein," sagte Hagen. „Mir als einem alten Lehnsmann und Verwandten gebührt ein solches Amt, Königin."

„Ich will es euch immer danken, Oheim," sagte Krimhild. „Über die Stelle, von der ihr wißt, will ich heimlich ein Kreuz auf meines Mannes Gewand nähen, nur für euch sichtbar. Da sei er eurer Hut empfohlen."

„Das tut," sagte Hagen, „dann könnt ihr ohne Sorge sein."

„Ich will es tun," sagte Krimhild, und Hagen ging fröhlich hinweg.

Als er hinausgegangen war, blieb er eine Weile stehen und bedachte sich, und dann sagte er den Vers:

Nun verstehe ich, wie es wahr ist,
daß seinem Schicksal niemand entrinnen kann
und daß den Göttern keiner entflieht.
Sie leiten uns alle an ehernen Banden
ganz gefühllos zu ihren Zielen.
Wollend, nichtwollend tun wir ihr Werk.

Dann ging er zu König Gunther und sagte: „Ihr könnt der Königin sagen, daß sie ein wenig freundlicher schaut. Sie soll bald Grund haben, fröhlich zu sein." Dazu schwieg Gunther.

Am anderen Morgen war alles zur Heerfahrt gerüstet. Auch Siegfried kam mit den Seinen, und man sah, daß ihm wohl war. Er trug ein neues Gewand und begrüßte alle laut und mit ermunternden Worten. Hagen machte sich in seine Nähe und betrachtete ihn heimlich, und als er da wirklich das Zeichen zwischen Siegfrieds Schultern fand, mußte er sich Gewalt antun, so sehr bewegte es ihn, daß nun Siegfrieds Leben in seine Hände gegeben war.

Er machte sich ein wenig auf die Seite, und nicht lange danach kamen neue Boten und widersagten alles, was die früheren gemeldet hatten. Aber auch diese Boten hatte Hagen gesandt, da er meinte, nun sei ein solcher Aufwand wie eine Heerfahrt nicht mehr nötig. Und so kamen seine Boten und meldeten, es sei ein falsches Gerücht gewesen, und von den Sachsen sei nirgend etwas zu sehen, sie säßen daheim und hielten Frieden.

Siegfried war ganz verdrossen und sagte: „Da ist mir in der Frühe schon eine große Freude verdorben."

„So laß uns," sagte Gunther, „aus dem Ernst ein Spiel machen. Man sagt ja, daß Jagd und Schlacht nicht unähnlich sind. Wir wollen über den Rhein hinüber und in den Odenwald reiten und den Tag fröhlich verbringen."

„Es ist besser als nichts," sagte Siegfried. „Laßt die Hunde bereit machen."

Gernot und Giselher sagten, daß sie nicht mitgingen und lieber daheim blieben. „Möge euch," sagte Siegfried, „bei den schönen Frauen die Zeit nicht lang werden."

Sie blieben aber zurück, weil sie an dem, was Hagen plante, nicht Anteil haben wollten. Als sie davon hörten, sagte Giselher: „Es wird uns immer eine Schande sein. Wie können Männer dergleichen vorhaben? Und was hat Siegfried getan, daß er das verdiente? Und bedenkt eure Eide." Aber dennoch schwieg er und warnte Siegfried nicht.

„Es ist alles Schicksal," dachte er, „mag er sich selbst vorsehen. Man sagt, ich sei noch ein Kind, aber wahrhaftig, ich hielte die Augen besser offen, als er tut." Damit ließ er sich genügen.

Siegfried kam zu Krimhild und nahm Abschied, ehe er auf die Jagd ritt. Sie umarmte ihn und weinte und sagte: „Ich hatte so böse Träume. Zwei wütende Schweine zerrissen dich. Zwei Berge fielen auf dich und begruben dich. Geh nicht von mir."



Aber Siegfried küßte sie und sagte: „Nun ist es ja kein Krieg und nur eine Jagd. Und es ist niemand um mich als solche, die ich liebe. Was sollte mir Böses geschehen?“

„Ich weiß es auch nicht,“ sagte Krimhild, „aber die Angst meines Herzens ist groß.“ Und sie umhalste den Geliebten und wollte ihn nicht lassen. Da bliesen die Jagdhörner zum Aufbruch, und Siegfried entwand sich ihren Armen mit Gewalt und sagte: „Lebewohl bis zum Abend. Laß dir die Zeit nicht lang werden. Und heute abend will ich dich lachen sehen über die törichten Träume.“

„Das gebe Gott,“ sagte Krimhild.

Als Siegfried mit den anderen aus der Burg ritt, stand Brünhild am Fenster ihrer Kammer, ungesehen, und sah ihm lange nach. An ihrer Hand hatte sie wieder den Ring Andwaranaut und sie drückte ihn gegen ihre Brust und fühlte, wie ihr Herz hart gegen ihre Hand schlug. „Der sich mir mit diesem Ring verlobte,“ sagte sie, „wird nun dennoch bald zur Hochzeit kommen.“

Es wurde eine lustige Jagd. Die Jäger durchstreiften den ganzen Wald und das Gebirge hallte wider von dem Lärm der Jagenden. Siegfried ritt hinter den Hunden her und machte reiche Beute; denn damals lebten noch viele Tiere im Odenwald, von deren Namen heute nicht einmal mehr die Rede ist. Zuletzt aber versammelten sich alle Jäger an einer Stätte, wo Hagen ein Lager hatte schlagen lassen. Da waren Decken über die Erde gebreitet und da standen Köche und Küchenjungen bei den Feuern, Kesseln und Spießen und brieten und kochten, und der Rauch zog weit durch den Wald. Mit Hörnern rief man die im Walde Zerstreuten zum Mahl. Auch Siegfried wandte um und ritt auf die Rast zu. Aber als er an einem Tann vorüberkam, fiel ihn ein Bär an, und da zeigte sich noch einmal, wer Siegfried war. Er warf den Jagdspieß fort und ergriff die Bestie, die sich dessen nicht versah, mit seinen Händen und band sie mit Riemen und hängte sie an den

Sattel und ritt so eilig zu den Gefährten. Als er an den Rastplatz kam, band er das Tier los und ließ es unter die Feuer und Kessel laufen. Die Hunde hetzten hinter ihm her. Das gab einen Lärm und Angst und groß Geschrei. Alle hielten das für einen groben Spaß.

Aber Siegfried stand da und hatte die Hände in die Seiten gestemmt und lachte wie ein fröhlicher Knabe. Er stand da wie ein Troll, wie ein Waldgott, und lachte aus fröhlichem Herzen über die Angst der kleinen furchtsamen Menschen. Endlich hatte er ein Einsehen und fing den Bären und tötete ihn. Da wurde Frieden, und man begann zu essen.

Nachher sagten alle, daß sie Siegfried niemals fröhlicher gesehen hätten, als auf dieser Jagd. Da könne man sehen, was auf Ahnungen zu geben sei. Nicht der Schatten eines Gedankens habe Siegfried gestreift, daß dies seine letzte Fröhlichkeit sein könne.

Er hatte ein Herz wie ein Kind und war allen gut, wie hätte er denken können, daß es jemand böse mit ihm meine? Ahnungen und schlimme Träume schrecken nur die Furchtsamen und die Bösen und die Frauen, die die feinsten Ohren haben für den leisen Katzenschritt des Schicksals.

Mit einem Male begann Gunther davon zu reden, daß er Durst habe und daß nichts zu trinken da sei, und er schalt Hagen und sagte: „Hattet ihr es nicht übernommen, für alles zu sorgen, und nun laßt ihr uns verdursten."

Aber Hagen entschuldigte sich und sagte: „Ich muß auch dursten wie ihr. Es ist nicht zu ändern. Ich versah es und meinte, wir würden im Spessart jagen und habe die Fuhrleute mit dem Wein dorthin gesandt. Nun ist der Wein dort, und wir sind hier."

„Und da werden wir," sagte Gunther, „auch heute kaum noch mit ihm zusammenkommen."

„Ja, sollen wir denn vor Durst sterben," sagte Siegfried. „Ich denke, wir hätten alle einen guten Trunk verdient."

„Wenn der Durst gut ist," sagte Hagen, „so tut es wohl auch

Wasser. Es ist nicht weit von hier eine Quelle, die hat ein gutes Wasser."

„Ein gutes Wasser," sagte Siegfried, „war mir zu allen Zeiten lieber als Wein. Also zeigt mir die Quelle."

„Sie ist nicht fern," sagte Hagen, „aber da ihr heute so voll Übermut seid, so laßt uns noch eins von euren Stückchen sehen. Man sagt, daß ihr zu laufen versteht, wie ein Hirsch. Das laßt uns sehen. Laßt uns einen Wettlauf nach der Quelle machen. Denn auch ich bin gut zu Fuß und möchte es wohl mit euch wagen. Und ich denke, der König ist auch keiner, dessen Laufen man verachten darf."

Der Vorschlag gefiel Siegfried gut, aber er lachte und sagte: „Damit ihr doch einige Aussicht behaltet, Sieger zu werden, so will ich in allen Waffen laufen, mit Schild und Speer und Schwert und Köcher und Bogen. Ihr aber mögt alles ablegen und es euch so leicht machen, wie es euch gefällt. Und wenn ich unterliege, so will ich mich vor König Gunther in das Gras legen, und er soll mir den Fuß auf den Nacken setzen." Das Wort hielt Gunther für eine gute Vorbedeutung.

Dann begannen sie den Wettlauf, wie Siegfried gesagt hatte. Siegfried lief in den Waffen und der König und Hagen nur in ihren langen Hemden. Aber dennoch mochten sie ihn nicht erlaufen. Er lief ohne Mühe weit vor ihnen dahin, erreichte den Brunnen und schrie laut vor Freude. Die Waffen warf er von sich und schleuderte sie in das Gras, hierhin und dorthin. Den Speer lehnte er an einen Baum. Aber er trank nicht und bedachte, daß es den König freuen würde, wenn er ihm Ehre antue und ihn zuerst trinken lasse.

Als Gunther kam, legte er sich über die Quelle und trank. Dann beugte sich auch Siegfried und fand die Quelle gut und trank lange. Aber als er sich beugte, warf Hagen in Eile alle Waffen Siegfrieds auf die Seite und ergriff den Spieß, der an dem Baum lehnte, suchte auf der gebeugten Schulter des Knienden das heimliche Zei-



chen mit den Augen und stieß, indessen Gunther sich abwandte, den Speer mit aller Kraft dem Helden zwischen die Schultern, daß sogleich das Blut, stärker als der Quell, aus der Wunde schoß. Dann entfloh Hagen und entrannte so schnell ihn seine Beine trugen.

Siegfried, der Todwunde, schrie auf vor Zorn, daß es über das ganze Gebirge hallte, sprang empor und griff nach seinem Schwert und fand es nicht, nur der Schild lag da, den ergriff er und erreichte Hagen in zwei, drei gewaltigen Sätzen, und schlug den Schild noch mit solcher Gewalt auf den Fliehenden, daß er ihn zu Boden schlug. Aber dann taumelte er selber und fiel seitwärts, verkrampfte die Hände in das Erdreich und in die Blumen. Die Erde dröhnte, als er fiel. Und sein Blut färbte da alles.

„Ihr Hunde," sagte der Sterbende, „o ihr Hunde! Ist das eure Treue, und sind das eure Eide. Und wofür ward mir dieser Lohn? Wer wird künftig noch eure Namen ohne Entsetzen nennen können?"

Indessen kamen auch die anderen, die Siegfrieds Schrei gehört hatten, herbei und entsetzten sich über das, was sie sahen. Und einige weinten und begannen zu klagen, daß ein solcher Held so kläglich sterben solle. Auch Gunther stand da, und wahrhaftig, er weinte.

„Laß das," sagte Siegfried, „und schände die Tränen nicht."

„Das meine ich auch," sagte Hagen, „und ich wüßte nicht, was uns reuen sollte. Es war lange an der Zeit, daß wir von diesem da befreit wurden." Das hielten alle für eine entsetzliche Rede.

„Jetzt hast du Mut," sagte Siegfried, „jetzt hast du es leicht, dich zu rühmen. . . . O Krimhild!" rief er, „daß ich dich unter solchen Menschen verlassen muß!" Und wie ein Bittender wendete er sich gegen Gunther und sagte: „Es ist doch eure Schwester, der ihr dies angetan habt. So habt doch Erbarmen mir ihr." Und noch einmal rief er laut: „Krimhild!" und dann sagte er: „Dieser Tag wird noch viele gereuen. Nicht ich alleine bin heute erschlagen worden."



„Sterben müssen alle," sagte Hagen. Aber da hörte ihn Siegfried nicht mehr und lag tot zwischen den Blumen.

Als die Burgunden sahen, daß Siegfried tot war, wagten sie lange nicht, ihn anzurühren. Zuletzt legten sie ihn auf einen goldenen Schild und trugen ihn auf den Schultern hinweg.

„Und wenn wir heimkommen," sagte einer, „was sollen wir sagen?"

„Wir wollen sagen," antwortete ein anderer, „ein Unglück sei ihm begegnet. Räuber hätten ihn überfallen, als er allein jagte, und die hätten ihn erschlagen."

Das schien allen richtig und gut, aber Hagen sagte: „Gebt euch keine Mühe, Lügen zu erfinden. Ich erschlug ihn, das ist wahr, und das denke ich nicht zu verschweigen. Und ich will ihn heimbringen, und es kümmert mich wenig oder gar nicht, ob es die erfährt, die meine Königin beleidigt hat. Jetzt mag sie weinen."

„Es ist heute Sonnwendtag," sagte einer, „man mag dies wirklich des Frühlings Ende und Sonnenuntergang nennen."

„Hüte deine Zunge," sagte Hagen.

Der Quell aber, bei dem die Tat geschah, liegt mitten im Odenwald und heißt der Mordquell bis auf den heutigen Tag.

In der Nacht brachten sie den Leichnam Siegfrieds nach Worms. Hagen geleitete ihn und ließ ihn auf dem Schild vor die Kammer Krimhilds legen. Dann ging er hinweg.

Als es Morgen wurde, schickte Krimhild eine ihrer Mägde aus, Licht zu holen. Da sah das Mädchen den Toten und schrie auf: „Herrin, es liegt ein Toter vor eurer Türe!"

Da konnte man wieder sehen, daß die Götter Verblendung und Einsicht schicken, wie es ihnen gefällt, aber nicht, wie es den Menschen gut wäre. Sogleich als das Mädchen rief: „Herrin, es liegt ein Toter vor eurer Türe," sah Krimhild dicht vor sich das Gesicht Hagens, wie er freundlich fragte, wo Siegfried verwundbar sei, und wie er

sie beredet hatte, das heimliche Zeichen zu machen. Nun sah sie, daß sie ihm nie hätte trauen dürfen und daß sie verblendet gewesen, und sie wußte, ohne hinauszugehen, alles, was geschehen, und sank ohne einen Laut wie tot zu Boden. Blut brach aus ihrem Munde. Sie fuhr hinunter in einen Abgrund der Schmerzen, aus dem es keinen Ausweg mehr gab, jetzt nicht und nie mehr.

Als Krimhild aus der Ohnmacht erwachte, warf sie sich über den Leichnam und weinte und schrie. Sie fluchte dem Mörder und trieb Gunther und ihre Brüder alle von sich. Sie wollte sich von Siegfried nicht trennen und wollte ihn im Arme halten, als rührten ihn noch die Gebärden der Liebe. Und mußte ihn doch zuletzt lassen und mußte weiter leben und stille werden und auch die Tränen trocknen, nach Wochen, nach Monaten oder nach Jahren.

Aber die, die nach all diesem zuletzt gefaßt und ruhig schien und Siegfrieds Wittib und noch immer Krimhild hieß, die war eine andere, als einst das Kind Krimhild, das Siegfrieds, des besten Mannes, Liebe gewonnen hatte, die auch als Weib noch so voll Unschuld gewesen, daß sie selbst Hagen vertraute und meinte, in seinen Händen sei ihr bestes Kleinod wohlverwahrt. Diese Krimhild starb, als Siegfried starb. Aber die, die nicht sterben konnte, ehe sie nicht Rache genommen an den Mördern, die sollt ihr noch kennen lernen und erfahren, was aus einem Weibe werden kann. Und das bedenkt, wenn ihr euch nachher entsetzen wollt vor dem, was sie an Hagen und ihren Brüdern tat. Dieser Krimhild war die Seele aus dem Leibe gerissen, wie hätte sie noch Mitleid und irgend dergleichen haben sollen?

Doch davon ist nachher lange genug die Rede. Und es verging viel Zeit, ehe diese Saat aufging.

Jetzt aber ist von Brünhild zu sagen.



9. Brünhilds Tod



Nicht alle Dichter wissen, was mit Brünhild geschah, als nun Siegfried ermordet und tot war. Einige meinen, sie sei ganz fröhlich gewesen und habe so weiter gelebt, und es sei nun weiter gar nichts Besonderes mehr von ihr zu melden. Aber andere wissen es besser. Und was sie aufbewahrten und berichteten, sollt ihr hören. Sie sagen, daß Brünhild da zuerst Siegfrieds Tod erfuhr, als sie am Morgen Krimhild aufschreien und wehklagen hörte. Indem kam auch Hagen zu ihr und sagte: „Da hört ihr, Königin, die euch beleidigte, hat zu klagen, und der euch beschimpfte, rühmt sich dessen nicht mehr. Siegfried ist tot und ich erschlug ihn."

Als Hagen das sagte, da lachte Brünhild von Grund auf ihres Herzens, so laut, daß es alle in der Burg hörten. Und dies war das einzige Mal, daß man sie am Hofe der Burgunden lachen hörte. Und ihr Gelächter war nicht wie das eines Menschen und so, daß auch Hagen nicht ohne Entsetzen auf sie sah; denn die Königin war bleich wie der Tod und verlor alle Farbe. Sie trat Hagen dicht vor die Augen und sagte:

„Nun rühmst du dich und denkst, du habest es gut gemacht, daß du heimtückisch und wie einer der Unterirdischen einen solchen Helden erschlugst. Dein Lohn wird dir werden zu seiner Zeit."

„Um Lohn," sagte Hagen, „habe ich es nicht getan," und ging hinweg.

Aber Brünhild lief laut und fröhlich durch das Haus und rief

ihre Frauen, und sie begann, Geschenke auszuteilen, alles, was sie besaß, Gold und Kleinodien.

„Nehmt! Freundinnen," sprach sie, „nehmt, schmückt euch! Mir zur Ehre und zu meinem Gedächtnis. Ich will Hochzeit halten mit dem Manne, der mir lange bestimmt war. Sie dachten, mich um ihn zu betrügen. Lange genug, ja lange genug durfte ich ihn kaum ansehen. Aber nun habe ich ihn geküßt mit dem schmerzhaftesten, süßesten Kuß. Und hört, schon rüsten sie mir und ihm das Brautbett."

Aber da richtete man im Hof für Siegfried den Scheiterhaufen, auf dem sein Leichnam sollte verbrannt werden, wie es einem König geziemt.

Alle entsetzten sich vor Brünhilds Wesen und kamen zu Gunther und sandten ihn zu seinem Weibe.

Brünhild hatte sich geschmückt mit ihren schönsten Kleidern und trug den Ring Andwaranaut an ihrem Finger.

„Was ist dir, Königin?" sagte Gunther. „Du bist so seltsam."

„Ich habe eine Reise vor," sagte Brünhild.

„Davon wußte ich gar nichts," sagte Gunther.

„Nein," sagte sie, „davon konntest du freilich nichts wissen. Aber wann wußtest du je etwas von Brünhild? Wo warst du, als ich in der Waberlohe lag, und einer kam auf Granis Rücken und fürchtete sich nicht, und lag neben mir und war mein Gespiel. Und wir waren wie Bruder und Schwester und tauschten Ringe und Eide, und das Schwert lag zwischen uns. Aber dann hat er einen weiten wunderlichen Weg gemacht, und auch ich ging arg in der Irre, König Gunther. Und daran warst du nicht so ganz schuldlos. Aber stille, ich rede nicht mehr davon. Nun hast du es gut gemacht. Nun sehe ich wieder die bräutliche Flamme. Nun entflieht er mir nicht mehr und wartet auf meinen Kuß. Wer kann es denn sonst noch wagen, in die wabernde Lohe zu gehen, als er und ich. Grani ist schon gesattelt. Allvater Odin winkt den heimkehrenden Kindern."

Da hielt König Gunther sich nicht länger. „Die Königin ist

krank!" rief er und wollte sie umfassen. Aber sie schleuderte ihn von sich, daß er gegen den Pfosten schlug.

„Nun besudle mich nicht mehr!" rief sie, „mit deinen unreinen Händen."

Da lief Gunther entsetzt hinweg, Hilfe zu holen.

„Wer soll das verstehen," sagte er, „daß sie nun um den klagt, dessen Tod sie vorher begehrte?"

„Ich fange an zu verstehen," sagte Hagen, „und da es so steht, meine ich, ihr verwehrtet ihr die Fahrt nicht, auf die sie gehen will. Ich habe schon lange gedacht, es wäre besser, sie wäre nie hierher gekommen. Es wäre uns und ihnen manches erspart geblieben, wenn wir diese beiden, von denen hier die Rede ist, niemals gesehen hätten."

Als Gunther zurückkam, liefen ihm die Frauen Brünhilds wehklagend entgegen, und Brünhild lag auf ihrem Bette und hatte sich ein Schwert in die Brust gestoßen. Gunther kniete neben ihr.

„Warum tatest du mir das?" rief er.

„So ziemt es sich," sagte Brünhild, „daß ich dem die Treue halte, dem ich sie zuerst geschworen habe, obgleich er allzulange nicht daran gedacht hat. Und auch jetzt wieder ist er vorausgeritten auf seinem Roß. Ich habe Eile, daß ich ihn einhole."

Dann starb sie. Und man verbrannte sie auf einem Scheiterhaufen mit Siegfried, obgleich Krimhild es wehren wollte.

Aber Gunther sagte: „Wir wollen doch an den Toten keinen Betrug mehr verüben."

„Ich will es ihr gönnen," dachte Krimhild, „daß sie es nun leicht hat, die es vorher, wie ich nun sehe, schwer hatte. Jetzt aber kommt meine Zeit, es um Siegfrieds Willen schwer zu haben."

Der Rauch, der von dem Scheiterhaufen aufwehte, strich nach Norden und stieg aufwärts wie eine Wolke und verlor sich zuletzt oben am Himmel wie große Schatten enteilender Rosse, riesig geformt, als säßen Göttergestalten auf ihrem Rücken. Blitze fuhren von ihren Hufen.



10. Etzels Werbung



Die Mannen Siegfrieds, die mit ihm und Krimhild aus dem Lande der Nibelungen gekommen waren, kehrten heim, nachdem sie ihren Herrn genug betrauert hatten. Sie wollten Krimhild bewegen, mit ihnen zu reisen, aber die Königin sagte: „Nein, ich muß hier bleiben, so gern ich fern wäre. Ich muß sehen, wie er Siegfrieds Schwert an seiner Seite trägt.“ Aber den Schatz der Nibelungen, den Siegfried einst Fafni genommen, den ließ Krimhild nach Worms bringen und gedachte, an ihm einen Bundesgenossen zu gewinnen. Sie machte sich damit viel Freude und beschenkte Herren und Knechte.

„Sieh da,“ sagte Hagen eines Tages, „sie ist so dumm gar nicht mehr und weiß, wie man Herzen gewinnt. Ihre Kleinodien sind besser als ein Heer Lanzen, und sie denkt, uns damit langsam zu umstellen. Aber wir wollen die Augen offen halten.“ Und er ging zu Gunther und Gernot und wollte sie bereden, daß man der Königin den Schatz nehme.

Aber sie wollten nicht und sagten: „Wir haben ihr genug Leid zugefügt, so laß ihr diese Freude, mildtätig zu sein, soviel sie will.“

„Jawohl,“ sagte Hagen, „ihre Hände sind mildtätig. Aber ihre Augen strafen sie Lügen.“

„Fürchtet Hagen sich vor einer Frau?“ sagte Gernot.

„Der Gescheite,“ sagte Hagen, „fürchtet alles und niemand. Aber eine Fuhre Vorsicht zuviel ist besser, als eine Handvoll zu wenig.“

„Ich will nichts davon hören,“ sagte Gunther. „Du sollst sie in Frieden lassen.“



Aber Hagen dachte nicht, sich daran zu kehren. In einer Nacht, als Gunther, Gernot und Giselher nicht am Hofe waren, bedrohte er Krimhild mit Gewalt und zwang ihr die Schlüssel zu dem Schatze ab und entriß ihr alles. Mit Mühe schleppte er das Gold und die edlen Steine hinweg. Nirgends schien ihm der Schatz sicher genug aufgehoben. Da trug er ihn an den Rhein und versenkte alles in die Fluten. „Bei guter Zeit," dachte er, „will ich wiederholen, was ich brauche. Und wenn dieses Gold immer da bliebe, so ist es mir dort lieber, als in den Händen irgend eines Menschen."

Als ihre Brüder zurückkamen, verklagte Krimhild Hagen, und die Könige bedrohten ihn, daß er ihr den Raub wiedergebe. Aber Hagen weigerte sich. „Eher ließe ich mich in Stücke schlagen," sagte er, „da wüßte dann niemand mehr, wo ich ihn verborgen."

„So wollen wir suchen," sagte Giselher.

„Da könnte euch die Zeit lang werden," sagte Hagen, „bis ihr ihn fändet." Und er lachte zu ihren Drohungen, als wäre es ihnen so ernst nicht.

So blieb Krimhild zuletzt ohne alle Hilfe, und wie es schien, ohne jede Hoffnung. Jahre vergingen. Und wie die Menschen zuletzt alles vergessen und auch das Entsetzlichste in ihrem Gedächtnis klein und am Ende ein Nichts wird, so schien die Tat, die Hagen getan hatte, vergessen und ausgelöscht. Niemand sprach mehr von Siegfried. Nur Krimhild dachte am Morgen und am Mittag und am Abend und in der Nacht an nichts anderes. Alle ihre Gedanken schmiedete sie um zu Schwertern und stieß sie, eins nach dem andern, in Hagens Herz.

Damals wohnte weit im Osten, dort wo die Donau hinter den Gebirgen durch die große Ebene fließt, ein Volk, fremdartig und furchtbar, allen anderen Völkern ein Schrecken. Ihr König hieß Atli, wie einige sagen, aber die deutschen Dichter nannten ihn Etzel. Sein Volk hieß die Hunnen.

Als Etzel jung gewesen, war er eine Geißel Gottes, ein Entsetzen in allen Landen; seine Heere waren über die Welt gezogen wie eine Feuersbrunst. Aber jetzt war er alt und ruhiger geworden. Immer noch war er mächtig und viele Völker ihm untertan. Er hatte eine Königin, die hieß Helge, und die starb.

Da sang einst ein Sänger vor dem Tische des Königs von Krimhild, der Burgundenkönigin, und pries ihre Schönheit, und daß man wohl verstehen könne, daß Siegfried, der herrlichste Held, sie einst zum Weibe genommen. Dem fragte Etzel weiter nach und an seinem Hof waren viele fremde Helden aus allen Landen. Manche kannten Krimhild wohl und hatten sie selbst gesehen und rühmten Etzel ihre Schönheit. Da beschloß er, um sie zu werben und sandte Boten aus, daß sie Gunther um seine Schwester bitten sollten.

Der Bote König Etzels aber war Rüdiger, der Markgraf, der zu Bechlaren, unweit der Donau, seinen Sitz hatte. Er kannte die Wege nach Worms und war Gunther und den Seinen nicht fremd. Es gab ein großes Aufsehen am Hofe, als er mit seinen Begleitern in die Stadt kam und er ward empfangen, wie es sich ziemte. Alle dachten wohl, daß er eine solche Reise nicht ohne Grund gemacht hatte.

Als er seine Werbung vorbrachte, sagte Hagen, ehe noch Gunther zu Worte kam: „Darüber müssen wir erst beraten.“ Man sandte Rüdiger hinaus, obgleich ihm das bei einer solchen Werbung eine überflüssige Sache zu sein schien.

Auch Gernot sagte: „Ich weiß nicht, warum wir da lange beraten sollen. Es ist eine Ehre für uns.“

„Aber ihr werdet besser ohne diese Ehre leben,“ sagte Hagen.

„Ich wüßte mir keinen stolzeren Schwager, als König Etzel,“ sagte Gunther.

„Das mag wohl sein,“ sagte Hagen, „aber wenn man auf mich hört, so behalten wir Krimhild hier unter den Augen. Sie verstellt sich nicht schlecht und tut, als hätte sie auch vergessen, was

ihr alle vergessen zu haben scheint. Aber noch nicht einmal hat sie mir die Hand gereicht."

Gernot und Giselher wurden zornig: „Hagen gönnt unserer Schwester nichts Gutes," sagte Gernot. „Und er könnte endlich einmal genug haben an seinem Haß," sagte Giselher. „Er hat ihr wahrlich Leid genug zugefügt."

„Eben darum," sagte Hagen, „wollen wir ihr nicht das Schwert König Etzels in ihre Hand geben."

„Ihr seid allzu vorsichtig," sagte Gunther, „und allzu ängstlich. Wir wollen unsere Schwester selber entscheiden lassen. Wenn sie die Werbung annimmt, so wollen wir nicht dawider sein." Und dabei blieb es, und Gunther ging selbst zu Krimhild und sagte: „Es sind Boten von dem Hunnenkönig gekommen, die werben um dich für den König. Wenn dir die Werbung recht ist, so sage es."

Aber Krimhild sagte: „Nein. Ich habe einen solchen Mann gehabt, daß ich keinen zweiten begehre."

„Es wäre uns allen eine Ehre," sagte Gunther. Aber Krimhild dachte: „Sie wollen mich gern in die Ferne senden und ertragen meinen Anblick nicht. Ich werde hier bleiben. Vielleicht kommt dennoch einmal der Tag, auf den ich warte." Und so sagte sie wiederum „Nein" und ließ Gunther mit dieser Botschaft davongehen.

Da freute sich Hagen und sagte: „So ist sie doch weniger schlimm, als ich dachte."

Rüdiger aber wollte nicht umsonst eine so weite Fahrt gemacht haben und kam zu der Königin. Sie war wirklich schön und gewann sein Herz. „Königin," sagte er, „ist das euer Ernst, daß ich ohne euch heimkehren soll?"

„Es ist mir zu fremd," sagte Krimhild, „ich wäre da verlassen und wie verkauft. Ich habe ja nicht e i n e n Freund an König Etzels Hof. Ich sage das, obgleich ich hier auch keine Freunde habe, aber es ist doch die Heimat."

„Es soll euch an Freunden nicht fehlen," sagte Rüdiger, „und ich

selber wollte der erste sein. Wenn euch Gefahr drohte oder euch irgendein Leid geschähe, so solltet ihr immer Hilfe bei mir finden."

„Meint ihr das im Ernst," sagte Krimhild.

„Auf meinen Eid," sagte Rüdiger, „und auf mein Wort." Und er begann ihr die Macht und Herrlichkeit König Etzels zu malen und brauchte da nichts hinzuzufügen als die Wahrheit. Niemand war damals mächtiger auf Erden und keines Königs Reich glich nur von ferne dem seinen.

Krimhild bedachte sich eine Weile, dann sagte sie: „So schwört mir, was ihr vorhin sagtet, daß ihr all mein Leid rächen wolltet." Da schwur Rüdiger, und Krimhild legte ihre Hand in die seine und sagte: „So will ich denn mit euch gehen." Da freute sich Rüdiger und sagte es ihren Brüdern, und auch denen schien es eine gute Wendung. Nur Hagen sagte: „Ich wollte, sie wäre lieber tot." Aber Gunther bedrohte ihn und hieß ihn schweigen.

Krimhild nahm ganz freundlich Abschied von ihren Brüdern. Sie verstellte sich gut und umarmte auch Gunther und küßte ihn. Aber in ihrem Herzen betete sie zu Siegfried und sagte: „Verzeihe mir diesen Kuß. Es ist nur darum, daß du nicht immer ungerächt bleibest." Dann machte sie sich mit Rüdiger auf den Weg.

Sie fuhren über den Rhein, kamen zuletzt an die Donau und fuhren diesen Fluß abwärts. Als sie an Bechlaren vorüberkamen, blieben sie dort einige Tage auf der Burg Rüdigers, und Rüdigers Hausfrau und seine Tochter Gotelinde begrüßten die Königin, und allen schien es eine gute Wahl, die Etzel getroffen hatte.

Rüdiger hatte unterdessen Boten vorausgesandt, die Etzel meldeten, daß die Königin nahe sei. Da machte er sich selber auf den Weg, ihr zu begegnen, und sandte seine besten Helden voraus, sie abzuholen, Männer aus allerlei Völkern, seltsam anzuschauen. Die Mädchen, die mit Krimhild aus dem Burgundenland gekommen waren, konnten sich nicht genug verwundern, als sie sie sahen.

Da kamen Hunnen mit glatten Köpfen und schiefliegenden Augen, Russen mit langen Bärten und breiten Nasen, da kamen die Griechen und Walchen mit schwarzen Haaren und Dänen und Deutsche aus allen Stämmen mit blonden Köpfen, zu schweigen von den Völkern des Ostens: Peschenegen, Tartaren, Avaren, die alle nach der Sitte und Art ihres Landes gekleidet waren, in Pelze oder Leinen, in Seide oder bunte Wolle. Die einen hatten kleine feste Helme aus Leder auf dem Haupt, andere vielfältig gewundene Tücher, andere hohe Federbüsche und wieder andere Helme aus Stahl. Diese ritten auf kleinen schnellen Pferden und ließen ihre Beine über den Boden schleifen, die anderen saßen auf hohen griechischen Rossen, und noch andere liefen zu Fuß schneller als die schnellsten Pferde. Diese trugen breite Schwerter und jene kurze Dolche, die einen Speere und die anderen seltsam geformte Bogen und schossen, indessen sie wie eine bunte Wolke über die Ebene heranjagten, mitten im Reiten die Vögel aus dem Himmel herunter.

Zuletzt kam Etzel selber, klein und zusammengebogen auf einem arabischen Hengst. Und neben ihm ritten die edelsten Helden, Könige und Heerführer. Da war Blödel, der Bruder des Königs, da waren Harwart und Iring, die Dänen, Irnfried von Thüringen, und der edelste von allen, an Gestalt und Wesen, wie man oft gesagt hat, Siegfried zu vergleichen: Herr Dietrich von Bern mit seinen Mannen, mit Hildebrand und Wolfhart und allen Amelungen.

Als diese Schar zuerst der Königin begegnete, nannte ihr Rüdiger die Namen, und dann stiegen sie von ihren Rossen, den König würdig zu empfangen. Aber auch Etzel sprang von seinem Hengst und ging der Königin entgegen, sah sie lange aus der Nähe an und umarmte sie zuletzt und küßte sie.

Es wäre nun viel davon zu sagen, wie Krimhild empfangen ward mit Spielen und Speerstechen, mit Musik, Lärm und Freude. Am Abend gingen alle in die Zelte, die die Ebene bedeckten wie



eine Stadt, und am anderen Morgen machten sie sich auf den Weg nach der Burg Etzels.

Eine Weile ritten sie noch über Land bis sie an die Stelle kamen, wo Etzels Schiffe auf der Donau lagen. Es waren so viel Schiffe, daß sie den Fluß bedeckten. Auch auf den Schiffen waren Zelte und Teppiche und wehende Wimpel. Und als die Schiffe den Strom hinab fuhren, sah man wohl, daß dies eine Fahrt der Freude war und daß hier ein großer König fuhr.

Krimhild blickte über alle die Schiffe hinweg und freute sich im Innersten ihres Herzens und dachte: „Nun erst glaube ich, daß ich nicht vergebens hierher gekommen bin und daß ich nicht umsonst einen zweiten Mann genommen habe. Es wird sich noch zeigen, daß ich bei alldem Siegfried die Treue hielt."

Am Ende ihrer Reise kamen sie auf Etzels Burg und feierten die Hochzeit mit aller Pracht. Noch lange war davon bei den Völkern des Ostens die Rede, was für eine Hochzeit das gewesen sei. Etzel war zufrieden und freute sich der schönen Frau. Es schien ihm, als habe er da keinen schlechten Kauf gemacht.

Aber auch Krimhild war zufrieden und dachte, noch zufriedener zu werden. Könige standen um ihren Stuhl und Helden hielten vor ihrer Türe die Wacht. Wenn sie mit der Hand winkte, so standen Tausende auf und zogen die Schwerter aus der Scheide.

„Ihr Rächer Siegfrieds," dachte Krimhild, „ich liebe euch alle!"

Alle hielten die Königin für eine fröhliche Frau, die wohl auch Grund hätte, fröhlich zu sein. Niemand aber wußte, daß sie in jeder Nacht lange auf ihrem Lager wach lag und weinte, wenn sie an Siegfried dachte. Die Menschen sehen ja nur das Äußere an und mit den Gebärden lassen sie sich leicht täuschen. Und darin gab sich Krimhild viel Mühe und betrog Etzel und die anderen.

Nur Dietrich von Bern, der viel gesehen hatte und Menschen kannte und gewohnt war, sie aus der Nähe zu betrachten, sagte zu seinem Waffenmeister Hildebrand: „Diese Königin ist wie ein Schneeberg, auf den die Sonne scheint. Sie leuchtet heller, als

andere von Fröhlichkeit und als ob sie warm wäre. Aber sie ist kälter als Eis. Ihr Lächeln ist nicht Heitersein und ihr Fröhlichschauen nicht Freude. Wer sie zum Feinde hat, der mag sich vorsehen."

Jahre vergingen, und Krimhild hatte einen Sohn von König Etzel, der hieß Ortlieb. Da liebte Etzel sie noch mehr als zuvor, daß er nun einen Sohn hatte; denn bis dahin war er ohne Erben gewesen.

Krimhild aber dachte, daß es nun Zeit sei, zu Siegfrieds Gedächtnis mehr zu opfern als nur Tränen.



11. Die Fahrt der Burgunden



riemhild kam zu König Etzel und sagte:

„Ich hörte heute früh unter meinem Kammerfenster zwei Weiber miteinander reden. Es scheint, sagte die eine, unsere Königin hat weder Brüder noch Verwandte. Solange ist sie hier und man sah nie einen aus ihrer Freundschaft. Ja, sagte die andere, es ist unrecht, daß die Könige so fremde Frauen nehmen, die niemand kennt.

Und sieh, ich kann diesen Weibern so unrecht nicht geben. Solange bin ich hier, und keiner der Meinen hat nach mir gesehen. Wenn du mir eine Freude antun willst, so sende Boten nach Worms und laß die Säumigen rufen, vielleicht, daß sie kommen und das Volk sieht, daß ich nicht so ganz freundlos bin."

„Es könnte mir nichts Lieberes geschehen, als deine Brüder zu sehen," sagte Etzel. „Wir wollen Boten senden."

„Wir wollen sie zur Sonnenwende einladen," sagte Krimhild und dachte an eine andere schlimme Sonnenwende.

Etzel sandte zwei Spielleute als Boten nach Worms. Dies Volk kommt viel im Lande herum und kennt die Straßen. Ehe sie auf die Reise gingen, rief Krimhild die beiden heimlich und sagte: „Um eines bitte ich euch, daß ihr in die Könige, meine Brüder, dringt, daß sie Hagen von Tronje mitbringen und ihn nicht etwa daheim lassen. Sagt ihnen, daß der König niemand lieber sehen wolle als ihn, und daß er noch wohl seiner gedenke und der Zeit, als Hagen ein Knabe an Etzels Hof war. Wenn ihr Hagen nicht mitbringt,

so ist eure ganze Reise umsonst, und es wäre mir lieber, ihr wäret nicht gefahren." Das versprachen die Spielleute auszurichten, obgleich sie sich wunderten.

Als die beiden nach Worms kamen, berichteten sie, was ihnen aufgetragen war.

„Es ist eine weite Fahrt," sagte König Gunther, „ich will es mit den Meinen bedenken und euch dann Bescheid geben."

Das waren die Spielleute zufrieden, und man wies ihnen ihre Herberge, wie es den Boten eines großen Königs zukam.

Gunther rief seine Brüder und seine Mannen und sagte ihnen Etzels Botschaft: „Wie sollen wir es damit halten? Was ist eure Meinung?"

Da sprang Giselher auf und sagte: „Keine liebere Botschaft konnte mir kommen, als daß ich meine Schwester Krimhild wiedersehen soll, und daß ich sehen soll, in welcher Ehre sie lebt, und daß sie froh ist, nachdem sie so lange traurig war."

Da sagte auch Gernot: „Warum sollten wir nicht ziehen?" Und der Ansicht waren die meisten. Aber Hagen saß finster und schweigend da.

„Und du, Hagen?" sagte Gunther, „deiner bedürfen wir am meisten; denn du allein warst in deiner Jugend in jenen Ländern und kennst die Straßen."

„Es ist ein weiter Weg," sagte Hagen.

„So weit nicht," sagte Giselher, „daß man ihn nicht zu Ende gehen könnte."

„Ich weiß nicht," sagte Hagen, „wie ihr davon anfangen und daran denken könnt, zu Krimhild zu gehen. Habt ihr denn kein Gedächtnis?"

„Fürchtest du dich vor Krimhild?" sagte Giselher.

„Du allein," sagte Gunther, „willst, wie es scheint, das Vergangene nie vergessen, an das ich lieber nicht denke. Und darum meinst du, auch andere könnten nicht vergessen. Als Krimhild

Abschied nahm, schied sie mit Tränen und küßte mich und Gernot und Giselher."

„Es scheint," sagte Hagen, „daß ich, der ich mir aus Frauen nie viel machte, mich besser auf Weibermienen verstehe als ihr."

Da lachte Giselher und sagte: „Die Furcht macht dich hellsichtig, Alter."

„So ist es," sagte Gernot, „wenn Hagen sich fürchtet, so mag er ja hier bleiben. Wir aber wollen uns auf die Reise machen."

„Ihr Herren," sagte Hagen, „es soll nur nachher niemand sagen, daß ich nicht gewarnt hätte, als es noch Zeit war. Wenn es aber beschlossen ist, und ihr wollt reisen, so glaubt nicht, daß Hagen dahinten bleibt. Aber wenn ihr nun Abschied nehmt von Worms, so nehmt von Herzen Abschied; denn ich fürchte, ihr werdet es sobald nicht wiedersehen."

„Hagen sieht böse Geister," sagte Giselher.

„Einige," sagte Hagen, „lieben es, mit geschlossenen Augen in ihr Verhängnis zu gehen. Andere aber lieben es, die Augen offen zu halten."

„Und dennoch," sagte Giselher, „kann niemand seinem Verhängnis entrinnen."

„Das ist eine Knabenweisheit," sagte Hagen.

Da schlug Rumold, des Königs Truchseß, breit die Hand auf den Tisch und sagte: „Ich weiß nicht, wie man darüber soviel Worte machen kann. Habt ihr nicht zu essen genug, was euch gelüstet. Haben wir nicht Wein und gute Braten und alles, was das Herz begehrt. Was kann euch nur verführen, eine so weite und gefährliche Fahrt zu tun? Niemand weiß, wozu, und niemand weiß, wie es ausgeht. Fehlt euch etwas? Habt ihr nach irgend etwas Gelüsten? Soll ich euch Schinken in rotem Wein kochen lassen? Soll ich euch die zartesten Fische sieden, die fettesten Kapaunen an die Spieße stecken lassen? Gibt es irgendwo bessere Köche und verständigere Leckermäuler als hier am Rhein?

Tut was ihr wollt, ihr Herren, aber der ist ein Narr, der sich

von unseren gefüllten Fleischtöpfen fortmacht und nicht einmal weiß, was er dort, wo er hinkommt, zu essen findet, und ob man ihm nicht selber das Fell über die Ohren zieht, wie einem Hammel."

Da lachten alle und Gunther sagte: „Dir, Rumold, will ich mein Land anvertrauen, wenn wir fortziehen, denn es scheint, du hast nicht viel Lust, mitzuziehen."

„Nein, wahrhaftig nicht," sagte Rumold. „Ich habe eine leidlich hübsche Frau. Ich habe warme Kleider und gute Köche, wie ihr wißt. Ich wüßte wirklich nicht, warum ich das alles im Stich lassen sollte."

„Und Hagen," sagte Gernot, „wird dir Gesellschaft leisten. Ihr werdet ein paar edle Kumpane sein und fett werden, bis wir wieder kommen."

Da ergrimmte Hagen und sagte: „So laßt uns denn auf diesen Todesweg gehen, der euch so verlockend ist. Aber dann laßt uns bald gehen, denn ich liebe es nicht, solche Dinge lange aufzuschieben. Aber eines sage ich euch, wenn ich denn meine Haut zu Markte trage, so will ich sie wenigstens dem, der sie haben will, teuer verkaufen. Wir werden nicht allein dorthin ziehen, sondern Ritter und Knechte mitnehmen, soviel wir auftreiben. Es soll niemand leicht werden, die Burgunden anzurühren."

„Das wäre dann eher ein Heereszug, als eine Reise zu einer Schwester," sagte Giselher.

„Diese Schwester," sagte Hagen, „muß man mit einem Heer und mit dem Schwert in der Hand besuchen."

„Es kann nicht schaden," sagte Gunther, „wenn wir würdig auftreten."

Hagen sandte Boten über das ganze Burgundenland und ließ die besten Helden, die er kannte, aufbieten wie zu einem Krieg. Dann erst bekamen die Boten Etzels ihren Bescheid, und Gunther sagte ihnen: „Wir werden kommen. Aber eilt euch, daß ihr die Botschaft hinbringt, denn wir denken, in wenigen Tagen nachzufolgen."

Dies geschah so auf Hagens Rat. „Es ist nicht notwendig,"

sagte er, „daß Krimhild allzuviel Zeit hat, uns würdig zu empfangen, wie sie es versteht."

Am siebenten Tage danach brachen die Burgunden auf, Gunther, Gernot und Giselher, Hagen und sein Bruder Dankwart und Volker von Alzei, der der Spielmann hieß, weil er die Fiedel zu spielen verstand, wie die Spielleute tun. Er war wirklich ein Meister in dieser Kunst, aber das Schwert zu führen, verstand er nicht weniger.

Es kamen alle, die Gunther rief, mehr als tausend Herren, mit ihren Knechten. Man konnte es wohl einen Heerzug nennen.

Hagen lachte und sagte: „Wie wird sich Krimhild freuen, wenn sie sieht, welche Ehre wir ihr antun und welche Schar von edlen Gästen wir ihr bringen."

Unweit Worms setzten sie über den Rhein und zogen durch das Land Franken der Donau zu.

Unterdessen kamen die Boten nach Etzels Burg zurück und sagten dem Könige und der Königin, daß die Burgunden nun schon auf dem Wege seien.

„Und ist Hagen mit ihnen?" fragte Krimhild.

„Auch Hagen ist mit ihnen," sagten die Spielleute, „obgleich er, wie es schien, nicht gerne kam. Er spottete über die Fahrt und nannte sie die Todesreise."

„Ja," sagte Krimhild, „mein Oheim liebt grimmige Späße. Und wer wird noch mit meinen Brüdern kommen?"

„Das wissen wir nicht," sagten die Spielleute, „aber wir sahen, daß sie nicht alleine kommen, sondern viel Volks mit ihnen."

„Dessen hätte es nicht bedurft," sagte Krimhild, „aber daran erkenne ich, daß Hagen noch immer ihr Ratgeber ist."

Von dieser Stunde an war die Königin noch fröhlicher.

Dietrich von Bern sah es und verstand wohl, woran sie dachte: „Ihr seid sehr fröhlich, Königin," sagte er.



„Ja," sagte Krimhild, „meine Brüder kommen."

„Danach sieht eure Fröhlichkeit nicht aus, Herrin," sagte Dietrich. „Ich sehe und verstehe, was ihr im Sinne führt, und wollte gern, ihr bedächtet euch anders."

Da kamen Krimhild die Tränen und sie sagte: „Herr Dietrich, bedenkt, was man mir armen Frau getan hat. Ich hoffte eher Hilfe bei euch zu finden, als Tadel."

„Das denkt ja nicht," sagte Dietrich. „Siegfried ist tot, und es war keine schöne Tat. Aber das ist nun lange her. Laßt nicht neues und schlimmeres Unheil aus dem alten kommen."

Da verstellte sich Krimhild und sagte: „Ihr habt schwarze Gedanken, Herr. Ich bin meinen Brüdern sehr zugetan und niemand will ihnen Böses.

„Wer es wollte," sagte Dietrich, „der sollte auch mich zum Feinde haben."

Die Burgunden zogen indessen, wie ich sagte, durch das Land Franken und kamen an die Donau und dachten da eine Furt zu finden oder eine Fähre. Aber sie fanden nichts von dem, und das Wasser war hochgestiegen von Regengüssen.

„Es scheint," sagte Hagen, „das Wasser will uns warnen, daß wir wieder umkehren sollen."

„Willst du deinen Argwohn immer behalten," sagte Gunther. „Ich sehne mich recht nach meiner Schwester, seit ich auf dieser Fahrt bin. Sieh lieber zu, daß wir eine Furt oder eine Fähre finden."

„Es muß wohl so sein," sagte Hagen und ging eine Furt zu suchen und fand ein seltsames Abenteuer.

Einstmals hatten die Menschen, wie man weiß, den Glauben, daß in allem Lebendigen Geister wohnen, und daß nichts leer und nichts tot ist: Unsichtbare haben ihre Wohnung in diesen Bäumen und leben und sterben mit ihnen. Unsichtbare fliegen im

Wind und hausen im Wasser, in Quelle, Fluß und Meer, sitzen auf dem Rande deines Brunnens, wohnen im Fels und in der Blume, im Feuer auf deinem Herd und unter der Schwelle deiner Türe. Und wer die gute Stunde trifft und die rechten Augen hat, der kann die Unsichtbaren sehen, in menschlicher oder unmenschlicher Gestalt. Diese gleichen Riesen und jene Zwergen, andere haben unsagbare Gestalten voll Grauen und andere sind voll Schönheit und gleichen edlen Frauen und kennen Gesang und sind der Liebe nicht feind. Alle aber sind fremden, für den Menschen unfaßbaren Geistes, sind gut und böse, wie es ihnen gefällt, und niemand kann sie festhalten und zwingen. Treue kennen sie nicht.

Manche Sagen erzählen davon und vieles Glaubhafte ist davon berichtet, obgleich heute niemand es mehr glauben will. Aber dennoch ist viel Weisheit in jenem Glauben und es gibt auch heute noch solche, die Unsichtbares und Unglaubbares sehen und glauben und es schweigend zu verehren wissen. Und dies scheint mir besser als Unglaube und anmaßendes Wissen, das zuletzt doch nichts wissen kann, von den dunklen geheimen Kräften des Lebendigen und von all dem, was nicht greifbar und wißbar und darum doch nicht weniger wahr und gewaltig ist.

Hagen also ging am Ufer entlang und suchte, wie er die Burgunden über das Wasser brächte. Es war hohes Gebüsch am Strand und der Strom hatte tiefe Buchten. In einer dieser Buchten badeten drei Wasserfrauen und vergnügten sich da im Wasser und bespritzten einander und machten solchen fröhlichen Lärm, daß sie Hagen nicht gewahrten, der plötzlich durch das Gebüsch drang und vor ihnen stand.

Da erschraken die Frauen sehr und wollten zu ihren Gewanden eilen, die sie von sich geworfen und an das Ufer gelegt hatten, daß sie der Strom nicht entführe. Aber Hagen kam ihnen zuvor und ergriff die weißen Hemden, hielt sie in der Hand und streckte sein Schwert darüber. Die Frauen konnte er nicht erlangen. Sie tauchten unter die Flut und hielten sich weit vom Strande. Aber ihre

Hemden reuten sie, und so kamen sie wieder herauf, erst die eine und dann alle drei und sahen nach Hagen.

„Ich kenne dich wohl," rief die eine, „ich kenne dich schon lange, Hagen von Tronje."

„Du bist grau geworden," sagte die andere, „seit ich dich zuletzt sah. Da warst du noch ein Knabe und kamst aus dem Hunnenland. Hu, welch häßlichen grauen Bart du hast."

„Und jetzt wollt ihr wieder ins Hunnenland," sagte die dritte. „Viel Glück auf eure Reise."

„Wenn ihr denn alles wißt, wie es scheint," sagte Hagen, „das Vergangene und das Gegenwärtige, so wißt ihr wohl auch das Zukünftige."

„Das wissen wir," sagten alle drei. „Möchtest du es auch wissen? Wir wissen alles, wie die Welt vergeht und wie die Götter vergehen, wir wissen den Anfang und das Ende der Tage."

„Das kümmert mich nicht," sagte Hagen, „und das mögt ihr für euch behalten. Aber das wüßte ich gerne, wie unsere Fahrt ausgehen wird und ob wir aus dem Hunnenlande wieder heimkehren werden."

„Still, ihr Schwestern," sagte die eine, „sagt es ihm nicht, ehe er uns unsere Hemden nicht wiedergegeben."

„Wer euch hat," sagte Hagen, „der soll euch halten. Wenn ihr die Hemden habt, so kann ich lange hier stehen und euch nachschauen. Aber wenn ihr mir sagt, wie es mit uns wird, so sollt ihr die Hemden haben, auf meinen Eid."

„Das ist ein Wort," sagte die Wasserfrau, „hört ihr Schwestern, Hagen schwört Eide. Siegfried weiß, was sie wert sind."

„Ihr Gesindel!" rief Hagen, „ihr sollt die Hemden nie wiederhaben."

Da riefen sie: „Nein, nein, wir wollen dir sagen, was du wissen willst, frage nur."

„Ich fragte schon," sagte Hagen.



Da sagte die eine den Vers:

„Ihr mögt wohl reiten in Etzels Land.
Ich geb meine Treue als Unterpfand,
ihr kehrt herwider in Ehren,
das soll euch Krimhild nicht wehren."

„Ist das die Wahrheit?" sagte Hagen.

„Die Wahrheit," sagte die Wasserfrau. Da warf er ihnen die Hemden hinunter, und sie ergriffen sie und verschwanden mit silbernem Gelächter.

Aber nach einer kleinen Weile tauchte die eine wieder herauf und rief: „Hagen! Hagen!"

„Was gibt es?" sagte Hagen.

„Ich wollte dir nur sagen," rief die Wasserfrau, „daß meine Schwester einen Scherz mit dir machte und daß sie dich belog."

„Das dachte ich mir," sagte Hagen. „Es ist nichts mit der Heimkehr."

„Nein," sagte sie, „niemand von euch wird heimkehren und alle fahrt ihr in den Tod."

Da fuhr ihre Schwester neben ihr herauf und rief: „Was plauderst du da! Ich glaube, du bist verliebt in diesen Graubart, daß du ihm die Wahrheit sagst."

„Ach nein," sagte die andere, „aber ist so der Spaß nicht noch größer, daß Hagen die Wahrheit weiß, aber sie hilft ihm gar nichts? Alle werden umkommen, Hagen, du und Gunther und Gernot und Giselher das Kind, alle, alle!"

„Nein," sagte die Schwester, „einer nicht, einer nicht von euch allen. Der Priester, den ihr bei euch habt und der euch den neuen Glauben predigt von dem Gotte am Kreuz, der Priester wird heimkommen."

— „Das wollen wir sehen!" sagte Hagen und ging hinweg. Und noch lange hörte er das Gelächter und das Spiel der Frauen. Zuletzt verklang es wie ein Möwenschrei über dem Gewässer.

Hagen eilte zornig am Ufer entlang. Da sah er drüben jenseits des Wassers eine Fähre. Er hielt die Hände an den Mund und rief: „Hol über!“, wie man den Fährleuten tut. Da stieg ein gewaltiger Fährmann drüben in das Boot und trieb es über die Strömung.

„Hast du Fährlohn?“ fragte er, noch ehe er an das Land stieß.

Hagen nahm eine goldene Spange aus dem Wams und zeigte sie ihm an der Spitze des Schwertes. „Das kannst du heute verdienen,“ rief er, „komm nur heran.“

Da landete jener, und Hagen sprang in das Boot. „Aber nicht mich allein sollst du überfahren,“ sagte er, „sondern halte dort flußabwärts, da liegt ein ganzes Heer, das nicht über den Fluß kann.“

„Hättest du das eher gesagt,“ sagte der andere, „so hättest du dir und mir Mühe erspart. Steig aus! Ich habe nicht Lust, Räuber in meines Herren Land zu führen.“

„Wir sind nicht Räuber,“ sagte Hagen. „Wir kommen weither und wollen weithin. Wir wollen in das Hunnenland und haben nur diesen Weg. Wir kommen als Freunde.“

„Steig aus!“ sagte der andere und hob das Ruder, und ehe sich Hagen dessen versah, schlug er ihn mit dem Ruder über den Kopf, daß Hagen zu Boden fiel. Aber ehe der Fährmann zum zweitenmal das Ruder hochgehoben hatte, lief Hagen ihn mit dem Schwerte Balmung an und traf in so gewaltig in den Hals, daß er ihm das Haupt vom Rumpfe schlug. Den Leichnam warf er in den Fluß und ergriff selbst das Ruder und stemmte sich gegen die Strömung, die das Boot hinweg trieb. Aber das Ruder zerbrach ihm in den Händen. Da band er es mit Riemen und bezwang das Boot und führte es an die Stelle, wo die Burgunden lagerten.

„Seht da!“ riefen sie, „Hagen ist ein Fährmann geworden.“

„Warum denn nicht,“ sagte Hagen, „wo es eine so fröhliche Reise gilt.“

Da sahen sie das Blut im Boot und verwunderten sich. „Steigt ein,“ sagte Hagen, „ihr werdet noch mehr Blut auf dieser Reise sehen.“ Und dann führte er zuerst die Könige und dann alle Burgunden über den Fluß.

In dem letzten Boot, das er überführte, nahm er auch den Priester mit, der bei ihnen war, einen jungen kräftigen Mann. Und als sie mitten auf dem Fluß waren, ergriff Hagen ihn, der sich dessen nicht versah, und warf ihn in die Strömung, ohne ein Wort dazu zu sagen. Alle schrien auf und der Priester klammerte sich an das Boot. Da stieß ihn Hagen mit der Ruderstange herab und drückte ihn unter das Wasser. Alle sahen es mit Entsetzen und hielten das für eine frevelhafte Tat.

„Seid ruhig!“ rief Hagen, „jeder, dem sein Leben lieb ist.“ Da wagte sich niemand an ihn. Aber als der Priester sah, daß ihm niemand beistand, begann er zu schwimmen und wehrte sich gegen die Flut und strebte zurück nach dem Ufer, von dem sie gekommen waren. Hagen verfolgte ihn mit den Augen, und als er sah, wie der Mann das Ufer erklomm und gerettet war, da lachte er laut auf und winkte ihm und sagte: „Nun habe ich dich als Boten gesandt. Grüße mir Worms und das Burgundenland. Grüße die schönen Frauen und Mädchen, wenn du nun heimkommst. Und danke mir, daß ich dich vor dem Tode bewahrte, in den wir alle fahren, obgleich ich es anders mit dir vorhatte.“ Dann trieb er das Boot an das Land und nahm eine Axt, und als alle ausgestiegen waren, zertrümmerte er die Fähre vor ihren Augen und stieß die Bretter in die Flut.

„Nun ist Hagen ganz toll geworden,“ sagte Gernot. „Erst will er den Pfaffen ertränken, und jetzt zerschlägt er das Boot, und wir hätten es brauchen können, wenn wir heimkehren.“

Hagen aber wandte sich gegen den König und sagte: „Nun schaut euch diesen Fluß alle an. Er ist es wert, daß ihr ihn anschaut; denn dies ist der Fluß, von dem man sagt, daß der, der über ihn fährt, in dem Totenreich landet.“

„Danach sieht es hier gar nicht aus,“ sagte Giselher.

„Das werdet ihr noch erfahren,“ sagte Hagen, und er erzählte nun laut alles, was ihm mit den Wasserfrauen begegnet war. „Und seht, darum wollte ich den Pfaffen ertränken und dachte, diese Weiber Lügen zu strafen. Aber ihr saht ja alle, wie es ausgegangen ist. Und nun weiß ich, daß sie die Wahrheit sagten und lasse die Hoffnung fahren.“

Da lief alle ein Grauen an und die Helden wurden bleich.

„Seht ihr,“ sagte Hagen, „jetzt möchte mancher gerne umkehren. Aber nun zerbrach ich das Boot, und wenn ein Furchtsamer unter euch wäre, so bleibt auch dem kein anderer Weg, als der, der da vor uns liegt.“

In den folgenden Tagen zogen die Burgunden durch das Land Bayern wie durch Feindesland. Der Herr des Landes, der Gelfrat hieß, fiel mit seinen Mannen die letzten des Heerzuges an, weil Hagen ihm den Fährmann erschlagen hatte. Aber nun geschah ihm von Hagen und Dankwart das gleiche, und die Seinen mußten fliehen. „Einige Übung tut uns not,“ sagte Hagen. „Ich fühle, daß ich wieder jung werde.“

Als die Burgunden auf ihrem Zug gen Bechlaren kamen, empfing sie Markgraf Rüdiger mit allen Ehren. Seine Hausfrau und seine Tochter Gotelinde gingen den Königen entgegen und begrüßten sie mit einem Kuß.

„Und möchtest du mich nicht auch küssen,“ sagte Hagen zu Gotelinde, aber da gruselte ihr vor seinem Barte, und sie wandte sich ab und lächelte. Doch auf Giselher blieben ihre Blicke und die seinen auf ihr. Man sah bald, daß die beiden einander gut waren, und Hagen neckte Giselher und konnte den Mund nicht halten. Selten sah man ihn so guter Laune. Zuletzt kam es wirklich dahin, daß Giselher und Gotelinde einander verlobt wurden.

„Nun meine ich,“ sagte Giselher, „daß sich die Fahrt schon jetzt gelohnt hat.“ Am liebsten hätte er sogleich Hochzeit gehalten. Aber

Rüdiger und Gunther verschoben sie bis auf den Tag, an dem die Burgunden auf ihrer Heimreise wieder gen Bechlaren kämen.

„Auf den Tag Nimmermehr!“ dachte Hagen, aber er sagte es diesmal nicht und war fröhlich mit den anderen. „Es ist das beste,“ dachte er, „nun den Tag zu nehmen, wie er ist. Ich gönne es den Kindern, daß sie noch einmal fröhlich sind und Pläne machen, als lebten sie hundert Jahre. Mich selber wollen diese heiteren Tage bestechen, und vielleicht ist alles nur Torheit, was ich fürchte, und Krimhild hat wirklich vergessen und sehnt sich nach ihren Brüdern. Alles könnte noch ein gutes Ende nehmen.“

Aber beim Abschied bat er Rüdiger um einen trefflichen Schild, der in Rüdigers Halle hing.

„Man sieht,“ sagte der Markgraf, „Hagen versteht etwas von den Waffen. Das ist ein Schild, der zu seinem Schwert paßt.“

„So einen brauche ich,“ sagte Hagen, „in den nächsten Tagen.“

Auch die anderen erhielten reiche Gaben, Gernot ein Schwert, das Rüdiger selbst geführt hatte, Gunther einen Harnisch. Aber Giselher wollte nichts nehmen. Er sagte: „Als brauchte ich noch Geschenke. Ich fand hier das Glück meines Lebens. Das nehm ich mit mir.“

Rüdiger nahm auch Abschied von den Seinen und ritt mit den Burgunden, um sie mit allen Ehren an den Hof seines Herren zu bringen.

Als die Helden zum Burgtore hinauszogen, ergriff Volker die Fiedel und spielte einen Tanz, wie man ihn bei den Hochzeiten tanzt. Die schönen Frauen winkten noch lange aus den Fenstern.

Aber als die Burg Rüdigers hinter den Burgunden versunken war, legte Hagen die Hand fest um den Schwertgriff. Alle fröhlichen Gedanken blieben hinter ihm.



12. Der Empfang



ls die Burgunden vor die Stadt und Burg König Etzels kamen, stand Krimhild an einem Fenster und sah hinab, und Etzel stand neben ihr. „Welche Freude," sagte er, „daß wir die Deinen nun bei uns haben werden, und daß wir sie würdig und mit Ehren feiern können." „Ja, es ist eine Freude," sagte Krimhild, „aber sie haben viele Schilde und Speere mitgebracht. Es blitzt ja allenthalben von ihren Panzern."

Als Dietrich von Bern erfuhr, daß die Burgunden nahe seien, ritt er mit Hildebrand und Wolfhart ihnen entgegen und begrüßte sie.

„Ich komme aber nicht als ein Bote guter Dinge," sagte er zu den Königen. „Ich muß euch sagen, und bedenkt, was es heißt, daß Krimhild noch immer um Siegfried weint, wenn sie es auch verbirgt."

„Mag sie weinen," sagte Hagen, „wenn sie lieber um die Toten weint, als mit den Lebenden fröhlich ist."

„Damit ist es nicht getan," sagte Dietrich, „und von Siegfried und wie er seine Wunde empfing, wollen wir schweigen. Aber wer ein Unglück wenden kann, soll es tun. Darum kam ich zu euch, daß ihr euch möchtet vorsehen."

„Aber vor wem sollen wir uns hüten?" sagte Gunther. „Etzel und meine Schwester haben uns in Treuen geladen. Wie sollen wir uns eines Bösen versehen?"

„Ich sage euch nichts anderes," sagte Dietrich, „als dies: Krimhild weint um Siegfried, und ihre Gedanken sind noch immer bei

ihm. Da kann jeder raten, wie gern sie euch sehen muß und warum sie fröhlich ist, wenn sie euch in Händen hat."

„Das hilft nun alles nichts," sagte Volker, „hier stehen wir vor der Türe. Laßt uns hineingehen und die Sache besehen, die man mit uns vorhat. Mancher hat einen bösen Plan. Aber Wille und Tat liegen weit voneinander."

Damit zogen sie weiter und kamen in die Burg. An ihren Wegen drängte sich das Volk und bestaunte ihre großen Gestalten; denn das Volk der Hunnen ist klein und nicht sehr wohlgestaltet. Aber am meisten schauten sie auf Hagen, als wäre er der König. Und er war wirklich zum Anschauen, groß von Gestalt und mit breiter Brust und breiten Schultern. Sein Haar war grau, aber die Augen unter den Brauen waren jung, und wen er anschaute, dem war nicht wohl dabei. Alle seine Glieder waren so, daß ein Vorsichtiger ihm lieber aus dem Wege ging; denn man sah wohl an seiner Miene, daß er nicht viel Geduld hatte und nicht lange zu scherzen liebte.

Die Burg Etzels war ein weites und mannigfaltiges Bauwerk. Da waren weite Säle und viele Häuser, jedes für sich gelegen, da waren Höfe und Gänge. Es dauerte eine Weile, bis man den Burgunden ihre Herberge angewiesen hatte, den Herren in einem besonderen Hause und den Knechten in einem anderen, wie die Königin befohlen hatte.

Krimhild kam auf den Hof herab mit ihren Frauen. Sie ging durch alles Volk hindurch auf Giselher, ihren jüngsten Bruder, zu und umarmte ihn und küßte ihn. Aber die anderen sah sie nicht an, als sei Giselher allein gekommen und sie sehe sonst niemanden.

Da band Hagen seinen Helm, der ein wenig locker geworden war, fester, und dann sagte er, so laut, daß Krimhild es hören mußte: „Das ist ein schöner Empfang für solche, die so fern herkommen. Es scheint, man sieht uns bei dieser Hochzeit nicht gerne."

Da sagte Krimhild: „Der mag euch willkommen heißen, an dem ihr es verdient habt. Oder habt ihr mir solche Dinge aus Worms mitgebracht, daß sie ein Willkommen wert sind?“

„Sollten wir euch etwas mitbringen?“ sagte Hagen und konnte nicht schweigen, „so hätten wir es wahrhaftig getan, wenn wir gewußt hätten, daß ihr hier Mangel leidet.“

„Ich will nichts von euch,“ sagte Krimhild, „aber das Meine hätte ich gerne wiedergesehen, den Schatz der Nibelungen, den ihr mir genommen habt.“

„Der ist daheim gut aufgehoben,“ sagte Hagen, „und wo er ist, da bleibt er bis zum jüngsten Tage. Auch hatten wir, wir ihr seht, genug zu tragen an unseren Schilden, an Harnisch und Helm und diesem Schwert hier.“ Und er hielt ihr Siegfrieds Schwert Balmung vor die Augen.

Da wandte sich Krimhild ab und sagte: „Man versorge diese Gäste und befreie sie von ihren Waffen, mit denen sie sich so schleppten, und hebe sie ihnen auf.“

„Gebt euch keine Mühe mit mir,“ sagte Hagen; „und mit meinen Waffen. Das lernte ich schon von meinem Vater, daß ich selber der beste Hüter meiner Waffen bin.“

„Ich sehe,“ sagte Krimhild, „daß ihr freche Worte liebt und daß irgend wer euch Verdacht, den ihr besser nicht hättet, in den Kopf gesetzt hat.“

„Das war ich,“ sagte Dietrich und trat dazwischen. „Das schien mir besser so, daß hier jeder wisse, woran er ist.“

„Ich habe erlebt,“ sagte Krimhild, „daß einer mit seiner Vorsicht eben das herbeiziehen kann, was er zu verhindern dachte.“ Dann ging sie hinweg, und nur bei der Türe sah sie noch einmal mit schrägem Blick rückwärts und sah, wie Dietrich Hagen unter den Arm griff und mit ihm über den Platz ging. Da gruben sich ihre Nägel vor Zorn in ihre Hände.

„Wer war der,“ sagte Etzel, „den Dietrich so freundlich begrüßte? Er scheint ein Held vor vielen.“

„Das war Hagen," sagte Krimhild, „ein Teufel unter den Menschen."

„Nun, nun," sagte Etzel, „so war das Hagen? Ich kannte ihn, als er jung war. Da war ich auch jung. Da war er hier am Hofe als Geisel und war ein tüchtiger Geselle. Da war auch Walther von Aquitanien hier und die schöne Hildegunde. Die beiden entflohen mir. Aber den Hagen behielt ich lange, bis ich ihn zuletzt heimsandte. Das ist nun lange her, doch ich erinnere mich noch wohl." Und er sprach noch weiter von dem, was einst gewesen war. Denn Etzel war alt, und das Alter gedenkt gern früherer Zeiten, und sie scheinen ihm gut und besser als die, die nachher gekommen sind.

Als Dietrich von Bern von ihm gegangen war, sah Hagen sich um, wer da noch auf dem Hofe sei. Da sah er Volker, den Spielmann, und winkte ihm und sagte: „Es dauert noch eine Weile, bis alle ihre Unterkunft haben. Wir wollen noch ein wenig herumgehen und anschauen, was es hier anzuschauen gibt. Es ist manches anders geworden, seit ich hier war."

„Ihr seid auch nicht mehr derselbe," sagte Volker.

Wer die beiden miteinander gehen sah, der verwunderte sich, und das Volk bestaunte sie und lief ihnen nach.

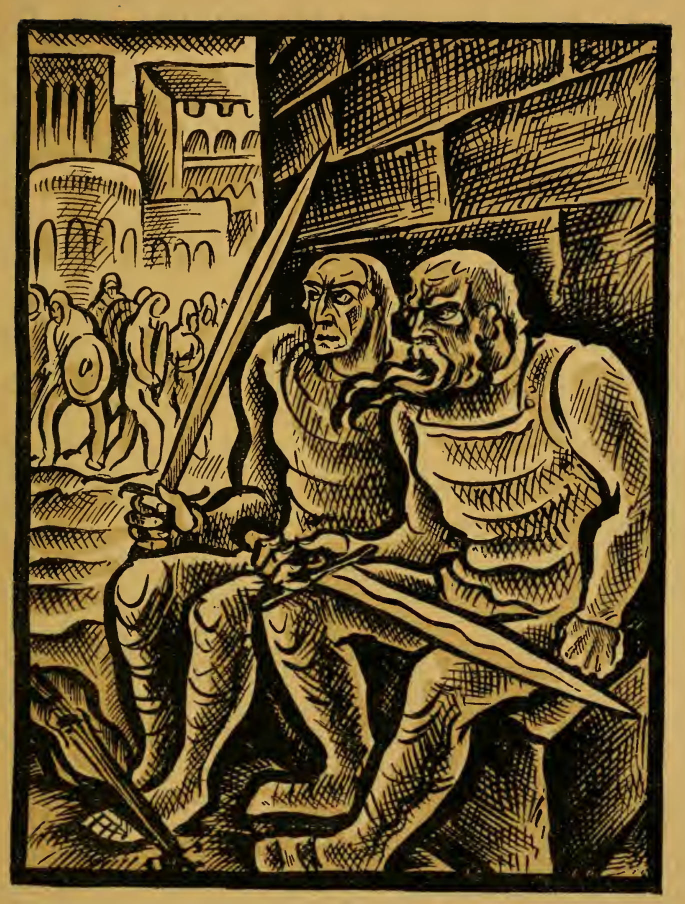
„Die gaffen uns an," sagte Volker, „als wären wir wilde Tiere."

„Sie sollen auch ihren Spaß haben," sagte Hagen und setzte sich im Hof auf eine Bank, und Volker setzte sich neben ihn.

„Nun gafft!" sagte Hagen, „bis ihr davon satt seid."

Diese Bank, auf der sie saßen, lag vor den Gemächern Krimhilds, und Krimhild, die von dem König in ihre Kammern gegangen war, sah da ihren Todfeind unter ihrem Fenster sitzen. Da hielt ihre Kraft nicht länger stand, und sie begann zu weinen. Das sahen die Hunnen, die bei ihr waren, einige von den geputzten Helden, die sich in den Frauengemächern aufzuhalten lieben.

„Herrin," sagte einer von ihnen, „warum weint ihr, und wer hat es gewagt, euch traurig zu machen?"



„Das tat der," sagte Krimhild, „der mir dort vor Augen sitzt. Er hat mich gekränkt von Jugend auf, und er hat mir das bitterste Leid getan, das einer einem Menschen antun kann. Und nie hat ihn einer darum gestraft. Und jetzt muß ich ihn hier in seinem Trotz vor meinem Fenster sitzen sehen. Und es gibt keine Männer, die das Leid einer Frau zu rächen wissen."

Da spreizte sich das Herrlein und sagte: „Herrin, Eure Tränen sollen getrocknet werden. Ich will ihn bestrafen, weil er euch zum Weinen gebracht hat."

„Ihr?" sagte Krimhild. „Ihr allein? Wo denkt ihr hin, und wie schlecht kennt ihr Männer dieser Art. Hagen allein nimmt es mit zwanzig solchen auf, wie ihr seid. Und der andere, der bei ihm ist, mit nicht weniger."

„So gehen wir alle," sagten die Hunnen, „und nehmen noch mit, wen wir finden."

„Wir werden ja sehen," sagte Krimhild, „was ihr ausrichtet. Aber kommt nun und hört, welcher Art dieser Mensch ist." Sie ging hinaus und sechzig Hunnen folgten ihr, alle in ihren Waffen.

Als die Königin in den Hof trat, sagte Volker zu Hagen: „Es scheint, daß wir Besuch bekommen, und diese wollen, wie es aussieht, nicht nur gaffen."

„Sieh da," sagte Hagen, „die Königin will ihre Hündlein auf mich hetzen. Wenn sie sonst niemand hat, von denen soll mir nicht warm werden, und vor denen will ich noch wohl heimreiten. — Aber dies ist nur ein Vorspiel, und das andere wird nachkommen. Da wüßte ich gerne, Freund, wessen ich mich zu euch versehen soll, wenn es einmal ernst wird?"

„Das war keine gute Frage," sagte Volker. „Käme auch Etzel mit seinem ganzen Heer wider euch, so wäre mein Platz doch an eurer Seite."

„Das erwartete ich auch nicht anders," sagte Hagen, und zog das Schwert Balmung aus der Scheide und legte es über die Knie.

„Nun sollten wir aufstehen," sagte Volker. „Es schickt sich wohl, daß wir die Königin grüßen."

„Wir bleiben sitzen!" sagte Hagen, „wenn ich euch lieb bin. Sie soll nicht denken, die Furcht mache uns höflich."

Indem stand Krimhild mit ihren Mannen vor ihnen und sah auf Hagens Knieen Siegfrieds Schwert. Sein Knauf war ein grüner Jaspis. Daran konnte sie es leicht erkennen. Auch Volker zog jetzt sein Schwert und sagte: „Das ist mein Fiedelbogen. Wenn jemand Lust hat, zu tanzen, so will ich ihm geigen."

Da sagte Krimhild: „Hagen von Tronje, wenn ich nur wüßte, wer euch geladen hat, in mein Land zu kommen."

„Niemand," sagte Hagen, und rührte sich nicht, „niemand. Aber man lud meine Herren her in dieses Land, mit glatten Worten, und sie kamen. Und wohin die gehen, dahin ging zu allen Zeiten auch Hagen von Tronje, ob man ihn gerne sah oder nicht."

„Wenn ihr bei Sinnen gewesen wäret," sagte Krimhild, „so wäret ihr mir nicht vor die Augen gekommen, ihr und dies Schwert da auf euren Knien."

„Wozu soviel Worte?" sagte Hagen, „wollt ihr Entschuldigungen und Höflichkeiten von mir hören? Ich bin Hagen, und wir alle wissen die Wahrheit, daß Hagen Siegfried erschlug. Und es reut ihn noch heute nicht. Ist aber jemand hier, der dafür Rache an ihm nehmen will, so sendet ihn mir. Ich habe euch Leids genug getan und habe es nie verschwiegen."

„Hört ihr es," rief Krimhild und wich von ihm zurück, „hört ihr es, ihr Recken, wie er sich noch rühmt und meiner und eurer spottet. Wer ihn erschlüge, vor dem wollte ich auf den Knien liegen."

Aber die Hunnen wichen mit ihr zurück, und einer sagte: „Was seht ihr mich an, Königin. Das ist ein alter Streit zwischen euch und lang vergangen. Soll ich darum heute mein Leben verlieren?"

„Nein," sagte ein anderer, „mit diesem Fiedelspieler will ich nicht zusammenspielen." Und so hatte jeder eine Ausrede.

9*

Da verbarg die Königin ihr Gesicht in den Händen und ging davon. Die Hunnen blieben auch nicht länger, und Hagen reichte Volker die Hand hin und sagte: „Wo zwei Männer zusammenstehen, da brauchen sie niemand zu fürchten. Wir wollen gute Freundschaft halten."

„Das soll gelten," sagte Volker, „und wir werden es gebrauchen können. Aber nun laßt uns hineingehen und sehen, wo die anderen sind. Mich hungert." „Und mich nicht weniger," sagte Hagen.

Als sie in die Herberge der Burgunden kamen, führte man gerade die Könige in den Saal, in dem Etzel sie zu begrüßen dachte. Dies war ein Saal, von dem damals in allen Landen viel die Rede war. Aus Holz und Steinen war er gebaut und hatte eine gewölbte Decke, und so groß war er, daß ein ganzes Heer an den Tischen Platz fand. Er stand ganz für sich auf gewaltigen Mauern, und eine breite Treppe führte von außen hinauf. An den Wänden hingen Teppiche und Waffen und viel Schmuck aus der Zeit, als Etzel mit seinen Heeren durch die Welt gezogen war.

In diesen Saal führte man die Burgunden. Auch Dietrich war da und führte Gunther an der Hand, Irnfried von Thüringen führte Gernot, und Rüdiger Giselher. Aber Hagen und Volker gingen miteinander, und von da ab sah man nie mehr einen ohne den anderen.

Etzel und die Königin kamen ihren Gästen entgegen, und Etzel umarmte Gunther und seine Brüder und war voll Freundlichkeit und Freude. Er schüttelte vielen die Hände und lachte, als er Hagen sah und redete mit ihm von einst, als sie beide noch jung gewesen. „Wer hätte das gedacht," sagte er, „daß ich euch noch einmal wiedersehen sollte."

Dann saßen alle an ihren Tischen und aßen und tranken. Die Königin aber saß neben Etzel steil aufrecht und sehr bleich. Und wenn sie lächelte, war es, als scheine ein fahler Blitz von weither durch den ganzen Saal.

13. Nachtwache und Kirchgang



ls es Nacht wurde und die Fenster sich verdunkelten, kamen Knechte mit Fackeln herein. Aber Hagen stand auf und sagte: „Es scheint mir genug. Wir haben einen weiten Weg hinter uns.“ „Hagen hat recht,“ sagte Gunther, „auch ich bin müde.“ Und er verneigte sich vor Etzel, und der König entließ sie mit Huld und viel Worten. „Morgen,“ sagte er, „ist auch noch ein Tag. Ich bin wirklich froh, daß ich euch hier bei mir habe.“

Als die Burgunden den Saal verließen, gingen Hagen und Volker als die letzten, und als sie auf den Hof und in die Nacht kamen, drängten die Hunnen, die Krimhild beredet hatte, ihnen nach und suchten ihnen nahezukommen und irgendeinen Vorteil zu erspähen.

Da blieb Volker stehen und sagte: „Ihr habt eine etwas aufdringliche Art, Gäste zu geleiten. Aber ich sage euch, wir sind das nicht gewohnt. Wenn mir einer zu nahe kommt, so will ich dem einen solchen Geigenstrich spielen, daß seine Mutter dazu weinen soll.“

Hagen lachte, sah sich um und sagte: „Geht nur zu Bett, ihr Herren. Ihr möchtet Krimhild gern einen Gefallen tun; ein andermal können wir ja miteinander kurzweilen, wenn euch danach gelüstet. Heute möchten wir schlafen.“

Da wichen die Schleicher zurück und drückten sich auf die Seite.

Die Burgunden schliefen in einem großen Saal. Da standen herrliche Betten für die Nachtruhe, mit Pelzen von Hermelin und

schwarzem Zobel, mit Decken von Seide und goldenen Borten. Die Burgunden lachten und sagten: „So weich schlafen bei uns die Mädchen nicht. Unsere Gebeine werden sich wundern.“

Aber Giselher setzte sich auf sein Bett und trauerte. „Es ist mir alles fremd hier,“ sagte er, „und alle Fröhlichkeit erfreut mich nicht. Das Wesen unserer Schwester gefällt mir nicht. Und nach Schlafen ist mir gar nicht zumute.“

„Legt euch nur nieder,“ sagte Hagen, „und begrabt für heute alle Sorgen zwischen diesen Leintüchern. Ich bin alt und brauche wenig Schlaf. Ich will die Augen offen halten und draußen wachen. Bis morgen an den Tag denke ich euch vor der Liebe eurer Schwester zu behüten.“

Das schien allen gut, daß Hagen die Wache halten wollte. Volker sagte: „Ich gehe mit euch, wenn ihr mich nicht verschmäht. Zu zweit wird uns die Nacht nicht lang werden.“

Die beiden nahmen Schild und Schwert und legten ihr Streithemd an und gingen vor die Türe des Saales. Da war draußen eine sternenvolle Nacht. Volker lehnte den Schild an den Türpfosten und setzte sich auf die Schwelle, nahm seine Geige und begann zu spielen, daß es die im Saale in ihren Betten hören sollten.

Erst spielte er die Weisen, die von Schlachten und Taten der Helden klingen, die das Herz aufschwellen lassen in Stolz und Sehnsucht nach Kampf, in Mut und Entschlossenheit. Mancher, der drinnen auf den Betten lag, erinnerte sich vergangener Zeiten, und alle vergaßen zuletzt die gegenwärtige Stunde. Alle schweren Gedanken machte Volker leicht mit dem Gesang seiner Geige. Mit ihrem Klang umspann er alle Seelen und führte sie, wohin er wollte, in die Heimat und an die Seite der Geliebten. Da schritten die Träumenden neben ihr im Tanz und im Reigen beim Maienfest, hielten ihre Hände und suchten ihren Mund. Da hörten sie den Rhein rauschen und den Wind in den Wäldern der Heimat, hörten die Glocken der Herden und atmeten Frieden. Frieden flutete um das ganze Haus mit immer leiserem Wellenschlage, und zuletzt mit



so leisem Hauche, wie mit dem Atem eines Kindes. Die Seelen lösten sich von allem Leid und von allen Sorgen und sanken leise gewiegt in die Arme des Traumes. Alle schliefen und hörten noch im Entschlummern die Geige wie die Stimme der Mutter über einer Wiege, oder wie fernen entschwebenden Gesang, Lied eines Vogels, Hauch des Windes und Rauschen des Wassers, Bienensummen und sommerliche Stille. Ruhig gingen alle Herzen, ruhig der Atem der Schlafenden.

Da setzte Volker die Geige ab und legte sie neben sich und griff nach seinem Schwerte.

Lange saßen die beiden Helden schweigend in der Nacht und jeder folgte seinen Gedanken. Gegen Mitternacht richtete Hagen sich ein wenig auf seinem Sitze auf und spähte in die Dunkelheit.

„Ich sehe den Helm dort drüben schon eine Weile,“ sagte Volker. „Sie umschleichen uns wie ängstliche Hunde.“

„Schweigt stille,“ sagte Hagen, „und laßt sie näher herankommen.“

Da schlichen wirklich an der Mauer entlang die Hunnen, die Krimhild gesandt hatte, Hagen im Schlaf zu überfallen.

„Tötet nur diesen einen,“ sagte sie. „Solange er lebt, kann ich nicht fröhlich sein. Die anderen will ich gerne verschonen, die rührt nicht an.“

Aber die Hunnen waren vorsichtig und trauten ihrem eigenen Mut nicht allzusehr. Und jetzt sah einer von ihnen die beiden Gestalten, die auf der Schwelle saßen, und winkte den anderen, daß sie zurückwichen.

„Das, was wir wollten,“ sagte er, „kann nicht geschehen, es sei der Königin lieb oder leid. Ich sah Hagen und diesen Spielmann vor der Türe Wache halten. Wir wollen in unsere Betten gehn und eine bessere Gelegenheit abwarten.“ Alle schlichen davon.

Als Volker das sah, wollte er aufspringen und ihnen nacheilen. Aber Hagen hielt ihn zurück und sagte: „Seid nicht so unklug.

Wenn wir die Türe verlassen und mit den einen in Streit geraten, so dringen dann andere herein und überfallen die Schläfer."

Da rief Volker laut den Enteilenden nach: „Nur heran, ihr Schleicher, ihr Nachtwandler in Waffen! Wen sucht ihr hier und wen habt ihr nicht gefunden?" Aber niemand gab ihm Antwort. „Pfui Teufel," sagte Volker, „unter welches Gesindel sind wir hier geraten!"

Krimhild saß die ganze Nacht wach und wartete, daß man ihr Botschaft brächte. Aber da erfuhr sie, daß niemand Hagen anzugreifen wage. Sie tobte vor Zorn und weinte laut.

„Aber dennoch," sagte sie zuletzt, „und wenn ich selber ein Schwert nehmen müßte und Männertaten tun, dennoch muß mein Wille an Hagen geschehen. Und sollte auch die Welt darüber zugrunde gehen."

Hagen und Volker saßen die ganze Nacht und wachten bis an die Morgenfrühe. „Der Tag kann nicht mehr weit sein," sagte Volker. „Mein Harnisch wird mir kühl und ein Wind geht über die Dächer."

„Die Sterne werden blaß," sagte Hagen, „möge es ein guter Tag werden." Dann gingen sie hinein und weckten die Schläfer. Die standen auf und zogen ihre besten Kleider an. Hagen sah ihnen eine Weile zu, dann sagte er: „Ihr tätet besser, diese Kleider für ein andermal aufzuheben. Wir haben gestern und in dieser Nacht solche Dinge gesehen, zu denen Feierkleider nicht passen.

„Aber es ist Sonntag," sagte Giselher, „und wir wollen in die Kirche gehen."

„Wenn das sein muß," sagte Hagen, „so nehmt die Schwerter statt der Rosenkränze in die Hand, statt seidener Hemden legt die Halsberge an, und statt der Hüte mit den Federn und Edelsteinen setzt die Helme auf. Die gestickten Mäntel laßt daheim und bedeckt euch mit euren Schilden. Das ist die Art, wie man hierzulande zur

Kirche geht. Und dann betet mit Inbrunst, denn wir können es wahrhaftig brauchen. Wir werden so bald nicht wieder über eine Kirchenschwelle gehen."

Alle rüsteten sich, wie Hagen geraten hatte, und kamen so vor die Kirche und auf den Friedhof und erwarteten Etzel und die Seinen.

Etzel wunderte sich, als er den Friedhof voll Gewaffneter fand. „Warum, ihr Freunde," sagte er, „macht ihr es euch nicht bequemer? Welch seltsamer Aufzug, so unter den Helmen in die Kirche zu gehen. Oder bedrohte euch jemand und geschah euch ein Leid? So sagt es mir. Der sollte mich zum Feinde haben, der euch feind wäre."

„Uns geschah kein Leid," sagte Hagen und sah Krimhild an, die neben Etzel stand. „Wir wären auch Manns genug, dem zu wehren, der uns feind wäre. Aber es ist Sitte in unseren Landen, in Waffen in die Kirche zu gehen."

„Eine seltsame Sitte," sagte Etzel.

Krimhild hörte wohl, was Hagen sagte, und verstand, wem die Waffen galten, aber sie schwieg und ging in das Gotteshaus.

Nach dem Kirchgang befahl Etzel, daß man seine Gäste mit Spielen und Buhurd und Turnieren feiere. Er selbst setzte sich an das Fenster und sah in den Hof hinab. Krimhild saß neben ihm. Die Burgunden und die Helden an Etzels Hofe stiegen auf ihre Rosse und maßen einander in allen ritterlichen Künsten, ritten mit den Speeren gegeneinander und stießen die Schilde zusammen, wie man bei diesen Spielen tut. Die Burgunden überwanden zuletzt alle und zeigten sich stolz und herrisch. Immer war etwas von Ernst in ihrem Spiel. Aber Dietrich von Bern nahm an diesen Kämpfen nicht teil und ließ auch die Seinen davon bleiben. „Es könnte allzu leicht," sagte er, „ein Feuer ausbrechen, das nachher nicht mehr zu dämpfen ist. Wir wollen in jedem Falle unsere Hände davon lassen."

„Es steht doch keine Wolke am Himmel," sagte Volker, „und



dennoch ist mir so in allen Knochen, als müßte ein Wetter kommen."

„Mit Blitzen aus Stahl und Donner aus Eisen," sagte Hagen.

„Ich wollte nur," sagte Volker, „es bräche los. Dies Warten und Schöntun mit falschem Herzen ist schlimmer als alles. Das Unvermeidliche soll man an den Haaren herabziehen. Die Gesichter dieser Hunnen sind mir zuwider wie Luchsgesichter." Er gab seinem Roß die Sporen und ritt jeden in den Sand, der ihm in den Weg kam. Seine Speerstöße waren nicht sanft.

Da kam ihm auf einem geputzten Roß ein Hunne entgegen, einer von denen, die gestern vor der Bank gestanden und Hagen bedroht hatten. Er war geschmückt wie ein Mädchen, das zum Tanze will, mit Federn und Seidenbändern und funkelte von Gold und Edelsteinen. Mit dem Handschuh winkte er den Frauen, die in den Fenstern lagen und machte süße Augen. Dann senkte er den Speer und ritt wider Volker und wußte nicht, was er tat. Volker fuhr auf ihn herab wie ein Blitz und war ganz bei der Sache und stieß in seinem Zorn so gewaltig gegen ihn, als habe er vergessen, daß dies nur ein Spiel sei. „Es ist genug der Heuchelei," dachte er, „sie sollen endlich Farbe bekennen und offene Gesichter zeigen." Und er stieß den Schild des Hunnen auf die Seite und rannte ihm den Speer in den Leib und spießte ihn auf, wie einen Frosch, daß er sogleich tot vom Pferde fiel.

Das gab ein großes Geschrei und die Hunnen rissen die Schwerter heraus und stürmten gegen Volker. Aber da stand Hagen und standen die anderen Burgunden neben ihm und hatten alle ihre Schwerter in den Händen.

Als Etzel von seinem Fenster herab sah, wie da Spiel zu Ernst werden wollte, sprang er den Hof hinunter, riß sein Schwert heraus und bedrohte alle, Frieden zu halten. Noch einmal sah man da, wer Etzel in seiner Jugend gewesen war. Er brach den Hunnen die Schwerter aus den Händen und trieb sie mit starken Schlägen zurück. „Frieden!" rief er, „Frieden in meinem Hause! Dies Un-

glück ist ohne Willen geschehen. Ich selber sah es, wie Volkers Tier strauchelte. Niemand kann ihn darum strafen." Da sah man auch, daß Etzel jetzt alt war und alles zum Guten wenden wollte.

„Es wäre mir lieber gewesen," sagte Volker zu Hagen, „es wäre nicht von neuem aufgeschoben worden, was doch kommen muß."

Aber Etzel bedrohte die Hunnen und gab sich so viel Mühe, Frieden zu stiften, daß zuletzt alle ihre Schwerter einsteckten, wiewohl ungern und nur für eine andere Stunde.

Krimhild aber triumphierte in ihrem Herzen, als sie Volkers Tat sah. „Sie werden übermütig," dachte sie, „sie ziehen das Verderben mit eigenen Händen auf sich herab."



14. Der Beginn des Kampfes



Als es Zeit war zu Tisch zu gehen, versammelten sich die Herren alle in dem großen Saal König Etzels. Alle kamen in Waffen. „Es ist eine schlechte Sitte," sagte Etzel, „in Waffen zu Tisch zu gehen." Aber niemand hörte auf ihn. Die Knechte der Burgunden aber aßen in einem anderen Saal und Dankwart, Hagens Bruder, saß unter ihnen und war ihr Führer. Ehe Krimhild in den Saal zu König Etzel ging, ließ sie Blödel, den Bruder des Königs, in ihre Kammer rufen: „Wahrhaftig," sagte sie, „ich muß mich schämen, daß ich unter diesem Volke lebe. Sind denn keine Männer in diesem ganzen Lande? Nun gilt es nicht mehr, mein Leid zu rächen, davon will ich schweigen. Aber eure Ehre, die dieser Spielmann mit Füßen trat, liegt sie in den Händen von Weibern? Ich sah genau, wie er den Ritter mit Willen erschlug im Übermut."

„Das sahen wir alle," sagte Blödel, „und ihr braucht uns nicht zu mahnen. Wir denken, ihn zu seiner Zeit zu bezahlen."

„Da wäre jetzt eine gute Gelegenheit, damit zu beginnen," sagte Krimhild. „Die Knechte und die Herren sind getrennt, wie ich befohlen habe. Wenn ihr euch getrautet, die Knechte anzufallen, so könntet ihr nachher um so leichter der anderen Herr werden."

„Das ist gut bedacht," sagte Blödel. „Ich will mich rüsten, und ihr sollt bald Nachricht haben, daß auch wir Hunnen unsere Feinde zu treffen wissen."

„So ist es recht," sagte Krimhild und ging in den Saal und saß an der Seite des Königs.

Man sah, daß sich Etzel viel Mühe gab, seine Gäste zu ehren und Frieden zu stiften. Er sagte allen freundliche Worte und ließ die Spielleute aufspielen. „Die Musik,“ sagte er, „besänftigt den Zorn und stillt die Herzen, macht die Streitsüchtigen sanft und die Traurigen fröhlich. Sie ist eine große Friedensstifterin unter den Menschen.“ Auch ließ er reichlich Wein bringen und alle aßen und tranken. Zuletzt rief Etzel nach seinem Sohn Ortlieb, den ihm Krimhild geboren hatte.

Andere aber sagen, Krimhild habe ihren Sohn holen lassen und sich heimlich dessen versehen, was dann geschah, damit kein Friede mehr sein könne zwischen Etzel und den Burgunden. Aber das wäre die Tat einer Teuflin gewesen und nicht eines Menschen. Doch mag ihr jeder das zutrauen oder nicht, nach seinem eigenen Willen.

Als Etzel seinen Sohn im Saal sah, der noch ein Knäblein war, das man auf den Schoß nahm, da freute er sich und sagte: „Liebe Freunde, hier seht ihr meine größte Freude, die mir Krimhild geschenkt hat. So ist er auch von eurem Blute, und wenn er noch ein wenig größer ist, so will ich ihn euch nach Worms senden, daß er fremde Lande sieht. Das steht einem König wohl an, wenn er die Welt kennt. Denn mein Sohn wird einmal ein großer Herrscher werden und alles erben, was mein ist. . . .“

„Nun,“ sagte Hagen, aus einem finsteren Herzen und nicht gesonnen, Freundliches zu sagen, „dann muß er noch sehr wachsen. Er sieht so schwach und bläßlich aus, als wolle er nicht lange leben.“ Noch in ihrem Kinde war Hagen Krimhild feind.

Vor der Rede Hagens verstummten alle, und auch Etzel sah finster auf ihn. Doch sagte er nichts und ließ das Wort vorübergehen. Aber zur Fröhlichkeit trug es nicht bei.

Während dies im Saale der Herren geschah, war Blödel mit einer solchen Schar, daß man wohl von einem Heere reden konnte, in den Saal der Knechte getreten. Auch dort trugen die

Truchsesse Speisen und Wein auf. Dankwart als der Führer der Knechte saß oben am Tisch, und er allein hatte Waffen. Die anderen hatten sie abgelegt und es sich bequem gemacht.

Da trat Blödel vor Dankwart, und Dankwart stand auf und grüßte den Bruder Etzels höflich. Aber Blödel sagte: „Spart euch eure höflichen Worte. Denn nicht dazu komme ich her, um das anzuhören, sondern, daß die Rache beginne für den, den die Burgunden erschlugen und für das Leid, das dein Bruder Hagen Krimhild tat."

„Da seid ihr vor der falschen Türe," sagte Dankwart und griff nach seinem Schwert. „Den Hunnen, wenn ihn einer erschlug, so erschlug ihn Volker. Und als Hagen Siegfried traf, war ich noch ein Knabe."

„Ich kam nicht her," sagte Blödel und zog sein Schwert, „um viel Worte zu machen, sondern es ist die Stunde der Tat." Aber ehe er noch das Schwert erhob, sprang Dankwart vom Tische auf und hieb ihn in den Hals, daß das Blut über den Tisch sprang und der Kopf über die Erde rollte. Als das die Hunnen sahen, begann der Kampf.

Die burgundischen Knechte schrien nach ihren Waffen, aber sie fanden nichts als Stuhlbeine und leere Krüge und die Schwerter, die sie den Hunnen aus den Händen rissen. Dennoch trieben sie die Hunnen zum Saal hinaus. Dankwart wütete unter ihnen, wie ein Mäher im Kornfeld. Aber immer neue Feinde drangen herein. An jeden Burgunden hing sich eine Schar Hunnen, wie Wölfe an einen Wanderer, und rissen ihn zuletzt nieder. Aller Mut und alle Kraft halfen den Burgunden nichts, alle fanden zuletzt den Tod.

Nur Dankwart stand wie ein Baum im Sturm und hielt alle Hunnen weit von sich. Als er sah, daß von den Seinen niemand mehr lebte, drängte er nach der Türe, dieser Mördergrube zu entrinnen. Die Hunnen verlegten ihm den Weg und fielen ihn von

allen Seiten an, aber es half ihnen nichts. Er warf einen wider den anderen und sprang in gewaltigen Sätzen die Stiege hinab und spaltete die Schar im Hofe mit seinem Schwert und hieb sich eine Gasse bis zur der Halle Etzels und drang dort die Stufen hinan.

Noch unter der Türe stemmten sich ihm die Hunnen entgegen. Aber er riß die Türe auf und schleuderte die Speisenträger vor sich her und stand da auf der Schwelle, bluttriefend und das nackte rote Schwert in der Hand und schrie: „Hagen! Hagen!"

Es war dies aber gerade in dem Augenblick, als Hagen sein unfreundliches Wort über Ortlieb, den Sohn Etzels gesagt hatte.

„Du sitzest hier," rief Dankwart, „und läßt es dir wohl sein. Ich aber klage es Gott im Himmel, alle unsere Knechte sind tot!"

„Wer tat das?" schrie Hagen und sprang auf.

„Blödel, König Etzels Bruder!" schrie Dankwart. Und alle saßen wie gebannt von Entsetzen.

„Und du bist verwundet," rief Hagen, „daß du so blutest?"

„Das ist nicht mein Blut," sagte Dankwart. „Noch bin ich unverwundet, aber es wird wohl noch werden."

„So hüte die Türe," rief Hagen, „und laß niemand hinaus und niemand herein."

Da lachte Dankwart laut auf, und es war grausig zu hören, und sagte: „So soll ich auf meine letzten Tage noch ein Türhüter werden. Aber verlaß dich auf mich, keine Ratte soll unzerspalten hindurch ohne meinen Willen."

Noch immer sprachen er und Hagen allein. Alle anderen hielt es wie schreckliche Verzauberung.

„Und nun," schrie Hagen, „nun soll die Hochzeit beginnen. Nun wollen wir Etzel zutrinken in solchem Wein, daß wir alle trunken werden!" Und da sah er den Knaben Ortlieb dicht vor sich stehen

und hieb, der Schreckliche, dem Kind den Kopf herunter, daß das Blut der Königin in den Schoß sprang.

Da schrie der ganze Saal auf und alle Schwerter waren bloß und der Mord begann.

Hagen stieß die Tische um und hieb in den Hals, wen er von den Hunnen traf. Da schlugen auch die Hunnen los und hieben auf jeden Burgunden ein, den sie sahen. Und wer nicht wollte, mußte doch sein Schwert ziehen und sein Leben schützen, auch Gunther, Gernot und Giselher. Die Speisen lagen am Boden und Wein und Blut flossen ineinander. Freunde und Feinde waren ungeschieden und einer in den anderen verbissen. Aber wo Hagen ging, sah man. Da gab es eine Gasse, und neben ihm schritt Volker und spielte dazu mit ungefügen Schwertstreichen. Die Weise, die er spielte, ging vielen zu Herzen, daß sie davon das Leben ließen.

Dankwart hütete die Türe. Aber als Volker sah, daß er von innen und außen hart bedrängt wurde, trennte er sich von Hagen und bahnte nach der Türe hin einen Weg und stellte sich dort mit Dankwart Rücken an Rücken. Dankwart schlug die, die von außen drängten, Volker die, die von innen hinauswollten. Hagen sah es und schrie: „Solche Riegel möchte ich immer vor meiner Türe haben!“

Sogleich, als das Morden begann, sprang Dietrich von Bern von seinem Sitz und stellte sich mit den Seinen, mit Hildebrand, Wolfhart und den anderen Amelungen, vor König Etzel und vor die Königin und hielt sein Schwert über sie. Krimhild klammerte sich an ihn und rief: „O Herr, schützt mich vor Hagen! Nur von seiner Hand will ich nicht sterben.“

„Schafft Frieden!“ rief Etzel. „Schafft nur eine Weile Frieden.“

„Wie soll man denn unter den Tollen Frieden schaffen?“ sagte Dietrich. Aber zuletzt ergriff ihn ein Grausen vor dem, was er sah, und er sprang auf den Tisch und brüllte, als wenn einer mit aller Macht in ein Büffelhorn geblasen hätte. Seine Stimme

drang durch allen Lärm, und alle erkannten Dietrichs Stimme, und sie sahen ihn hoch auf dem Tische stehen und mit den Händen winken. Da ließ auch Hagen das Schwert ruhen und alle sahen auf Dietrich. Niemand wollte ihn gern zum Feinde haben.

„Haltet ein, ihr Tollwütigen!" schrie Dietrich. „Wenn ihr denn alle euer Verderben wollt, so laßt doch die hinaus, die nichts damit zu schaffen haben, mich und die Meinen. Und das sage ich euch, auch den König, der mein Wirt ist, und die Königin rührt niemand an. Die sind in meiner Hut. Sonst mag sich bekämpfen, wer will, vor mir sollen alle Frieden haben. Ich will meine Hände in diese Torheit nicht mischen."

Da sagte Gunther: „Auch wir wären gerne davon geblieben. Aber dazu ist es nun zu spät. Aber ihr könnt gehen, wohin es euch gefällt und nehmt mit, wen ihr wollt."

Da stand auch Rüdiger, der Markgraf, neben Dietrich und sagte: „Und auch mich und die Meinen schließt in diesen Frieden." Giselher winkte ihm mit der Hand und sagte: „Wer könnte euch feind sein? Nichts als Liebes habt ihr um uns verdient."

Dietrich schlug seinen Mantel um Etzel und Krimhild und führte sie aus dem Saale, und alle die Seinen folgten ihm. Auch Rüdiger und seine Mannen gingen hinaus. Aber Volker machte scharfe Augen, daß kein Hunne entweiche. Und wo einer heimlich hinauszuschleichen dachte, da traf er ihn mit dem Schwert, daß das Blut Etzel über die Schuhe spritzte.

„Es ist nur schade," sagte Hagen, „daß die, die dieses Verderbens Ursache ist, dort hinausgeht." Dann begann er von neuem, unter den Hunnen zu wüten. Keiner von ihnen blieb am Leben. Die Toten lagen auf dem Boden, wie Garben auf einem Feld, über das ein Sturm gefahren ist. Aber die Entsetzlichen ließen sie da nicht liegen.

„Dies ist ein Tanzplatz," sagte Hagen, „und kein Schlummerplatz. Hier brauchen wir eine freie Bahn für neue Tänzer."

Da nahmen sie Tote und Verwundete und stürzten sie alle miteinander aus den Fenstern in den Hof hinab und legten sich selber auf die Erde und in das Blut und lagen da ermattet und wie Tote. Hagen aber und Volker standen vor dem Tor, lehnten sich auf ihre Schilde und hielten Wache.

Jenseits des Hofes standen die Hunnen und berieten, was zu tun sei. Volker schleuderte einen Speer über ihre Häupter hin, daß sie sich alle verbeugten und weiter zurückwichen. Etzel stand selbst unter ihnen, ein Greis und zitternd vor Zorn und Verzweiflung und rief sie an. Er hatte sich gewaffnet und trug einen schweren Harnisch und einen großen Schild.

„O weh," rief Hagen, „jetzt muß König Etzel auf seine alten Tage noch selbst an die Arbeit gehen, obgleich ich nicht glaube, daß dieser Anblick den Seinen viel Mut machen wird."

Als Etzel Hagens Stimme hörte, wollte er wirklich gegen ihn anrennen. Aber Krimhild umarmte ihn, hielt ihn zurück und rief die Hunnen an: „Könnt ihr dies ansehen, wie euer König in den Tod geht? Denn was vermag er noch gegen diese Räuber? Und ihr wollt dahinten bleiben?"

„Es ist wahr," rief Volker, „viel Helden scheint Etzel nicht unter seinen Leuten zu haben. Als es Wein zu trinken und gut zu essen gab, als er Gold und Kleinodien verschenkte, da sah ich viele in seinem Dienst. Aber jetzt lassen sie ihn wohl lieber sein Brot allein essen."

„Wer mir Hagen tot brächte," rief Etzel, „dem wollte ich diesen Schild mit Gold anfüllen."

„Laß das, König Etzel," sagte Hagen. „Wenn es um das Leben geht, da verachten die Menschen selbst das Gold, das sie sonst so sehr lieben. Aber wundern muß ich mich auch, wie dich die im Stich lassen, die dein Brot aßen."

Da sagte Markgraf Iring vom Dänenland: „Nun ist es genug des Hohnes. Diese Burgunden sind allzu frech und allzu einge-

bildet auf ihre Vortrefflichkeit. Man bringe mir meine Waffen. Hagen soll sehen, daß es noch Männer gibt außer ihm."

Da waffneten sich alle Dänen, auch Hawart und Irnfried, der Thüring. Als Volker das sah, rief er: „Oho, das nennt Iring Hagen bestehen, wenn er mit einem Heere angreift."

Aber Iring sagte: „Das sollst du erleben! Ich will nichts als einen Zweikampf mit dem von Tronje. Ihr anderen mischt euch nicht ein. Und er ließ die Seinen dahinten bleiben und lief alleine vor und kämpfte lange mit Hagen im Zweikampf, und zuletzt schlug er Hagen eine Wunde durch den Helm, daß ihm das Blut ins Gesicht lief. Da aber schlug Hagen so gewaltig um sich, daß Iring zurücksprang und über den Hof zu den Seinen entrann. Krimhild selber nahm ihm den Schild ab und war voll Freude und umarmte ihn vor allem Volk. Aber Hagen stand unter der Türe und rief: „Mäßigt euren Dank, Frau. So schlimm steht es um Hagen noch nicht, daß ihr schon Grund zur Freude hättet."

Markgraf Iring aber hielt es schon für sehr viel, daß er Hagen verwundet hatte. Und nach einer Weile, nachdem er seine zerschlagenen Waffen abgelegt und neue genommen hatte, dachte er noch einmal, sein Glück gegen ihn zu versuchen und griff ihn von neuem an. Aber da war das Glück gegen ihn, und zuletzt sah ihn Krimhild mit zerschlagener Stirne die Stiege herabtaumeln. Da sprangen auch Hawart und Irnfried und alle die Dänen gegen den Saal und dachten, Iring zu rächen.

Volker und Hagen wichen vor ihrem Anprall in den Saal zurück. Es wurde ein langer harter Kampf und eine reiche Ernte für den Tod. Der Saal dröhnte von Mord und dem Zorn der Kämpfenden, vom Schlag der Schwerter, dem Klang der Schilde und dem letzten schmerzvollen Schrei der Sterbenden. Krimhild wandte keinen Blick von den Mauern, dahinter solche Helden um ihretwillen, in die Netze des Schicksals verstrickt, einander den Tod brachten. Zuletzt aber wurde eine große Stille. Und in der Stille, grauenhaft zu sagen, hörte man das Blut wie Geplätscher von Regen mit schwe-

rem Fall vom Saal heruntertropfen und sah es durch die Rinnsteine herabfließen.

„Diese Entsetzlichen!“ sagte Etzel, „wollen sie mein ganzes Volk ermorden!“

„Und selber leben bleiben,“ sagte Krimhild. „Doch wenn sie wären wie Götter, so will ich auch ihr Blut noch durch die Rinnsteine fließen sehen.“



15. Der Brand



Bis zum Abend trieben Etzel und Krimhild immer neue Kämpfer gegen den Saal. Seit Hagen den Knaben vor des Königs Augen erschlagen, dachte auch Etzel, er könne nicht eher Ruhe finden, als bis alle Burgunden erschlagen seien. Aber immer noch hüteten diese den Saal, erschlugen alle, die hereindrangen, und Hagen und Volker standen auf der Schwelle, wie Engel des Todes.

Der Abend aber macht, wie es scheint, die Herzen milder und läßt auch Streitsüchtige an Frieden denken. Zuletzt ermattet auch der schlimmste Zorn, wenn er es allzu schlimm getrieben, und der Schatten der Nacht ist wie Schatten des Grabes, auch den Mutigsten überläuft ein Schauer des Todes. Die Burgunden besannen sich und ließen Etzel in Frieden vor den Saal rufen und dachten, mit ihm zu reden. Krimhild aber ging mit ihm. Nur Hagen blieb ferne und sagte: „Vergebliche Mühe mache ich mir nicht gerne."

König Gunther trat unter die Türe und man sah, von welch schlimmem Handwerk er kam. „König Etzel," sagte er, „wäre es nicht besser für uns alle, wir schlössen Frieden, und wir zögen eilend hinweg mit denen, die uns noch geblieben sind?"

„Frieden?" sagte Etzel. „Seit ihr mein Kind erschlugt, kenne ich keinen Frieden."

„Bedenkt," sagte Gunther, „was man an uns getan hat. Wir kamen wie Freunde, wir kamen voll Vertrauen auf Treue. Man hat uns arg betrogen, und alle meine Knechte erschlagen. Womit verdiente ich das?"

„Und ich?“ sagte Giselher, „was ist denn meine Schuld, daß ich sterben soll? War ich nicht allen gut und kam in Güte und erwartete Güte?“

„Die Toten,“ sagte Etzel, „die dort liegen, sind ganz erfüllt von deiner Güte.“

„Es scheint,“ sagte Gunther, „wir Heimatlosen machen hier viel vergebliche Worte, wenn wir vor Etzel von Treue sprechen.“

„O ja,“ sagte Etzel, „das wäre nach eurem Sinn: Ein Volk erschlugt ihr mir, meine Helden liegen hier wie ein Kothaufen, meinen Knaben ermordetet ihr, meines Alters spottet ihr! — Nun aber zögt ihr hinweg mit ein paar Schrammen und zerbeulten Schilden und sagtet in allen Landen: so und so trieben wir es an Etzels Hof. Die Sänger machten ja Spottlieder auf König Etzel.“

„Es ist wahr,“ sagte Gernot, „es ist zuviel geschehen. Aber ihr Hunnen, wenn ihr Männer seid und noch ein wenig Heldenmut in euch ist, so laßt uns im Freien und nicht in diesem Gefängnis kämpfen. Laßt uns aus diesem Saal herausgehen und unter dem Himmel streiten und dann sterben, unter dem Sonnenlicht und nicht in diesem Mauerloch.“

Das schien den Hunnen kein so schlechter Vorschlag. „Vielleicht,“ dachten sie, „können wir sie im Freien leichter überwinden, wo sie keine Deckung finden.“

Als Krimhild sah, wie sie sich bedachten, trat sie vor und sagte: „Nein, da ist nichts zu bedenken. Laßt ihr sie da heraus, so wird niemand sie halten. Es wäre unser und euer aller Verderben!“

Da sagte Giselher: „Schwester, schöne Schwester, wer hätte das gedacht, als wir noch Kinder waren und zu Worms am Rhein miteinander Kinderspiele spielten, und als du mich mit Tränen umarmtest, damals als du Abschied nahmst, und als du mir jetzt Botschaft sandtest mit so freundlichen Worten, und noch hier auf der Schwelle mir entgegentratest und meinen Mund suchtest, wer hätte

da gedacht, daß du nun nach meinem Tod schreist und so ganz ohne Erbarmen bist?“

„Mit mir,“ sagte Krimhild, „hat auch niemand Erbarmen gehabt, als man mir meine Seele nahm und mir mein Auge ausriß und aus einem Kinde und deiner Gespielin die machte, die ich jetzt bin. Aber,“ sagte sie, „es ist mir ja gar nicht um euch, und ihr alle sollt gerne Frieden haben. Zieht, wohin ihr wollt, aber gebt mir den einen, Hagen von Tronje, so will ich euch auch jetzt noch geleiten lassen, wohin es euch gefällt.“

„Da sei Gott vor,“ sagte Gernot, „daß wir den verlassen, der uns nie verließ. Und hätten wir tausend Leben zu verlieren, so sollte Hagen mit unserem Willen doch nicht in deine Hände kommen.“

„Sterben müssen wir alle, sagte Giselher, „dagegen kann sich niemand wehren. Aber daß er seine Ehre behält, dafür muß jeder selbst einstehen.“

„So brauchen wir ja keine Worte mehr zu machen,“ sagte Krimhild. „Ich sehe auch, daß ihr weniger geworden seid.“

Damit ging sie davon und es wurde Nacht.

Die Burgunden waren ermattet und viele lagen tot. Niemand kam ihnen zu Hilfe und niemand brachte ihnen Speise oder Trank. Sie hoben auf, was noch von dem Mahl des Königs auf der Erde und im Blut lag und aßen es. Und wenn einer von ihnen vor die Türe trat, Luft zu atmen, so überschütteten ihn die Hunnen aus der Ferne mit ihren Pfeilen. Die Burgunden waren ganz zwischen den Mauern eingeschlossen, lagen am Boden wie Tote und schliefen. Die Könige und Hagen lagen quer vor dem Tor, daß niemand heimlich hereinkäme. So gedachten sie die Nacht zu verbringen.

Krimhild aber meinte, daß dies ihre letzte Nacht und ihr Ende sein sollte. Heimlich ließ sie Reisig und allerlei Brennbares und Tücher in Öl getaucht, Fässer voll Pech und alles, was man zu Fackeln braucht, rund um den Saal aufschichten. Und als es hoch

wie eine Mauer war, ließ sie es an allen Enden anzünden. Da schoß eine wabernde Lohe rund um den Saal auf und der Saal selber begann zu brennen. Die Schlafenden wurden munter und wollten zur Türe hinausbrechen, aber da standen hohe brennende Fässer mit Pech, und Pfeile kamen aus der Dunkelheit. Niemand konnte den Saal verlassen.

„Hätte ich doch den Tod von irgendeinem Schwert gefunden," sagte Giselher. „Nun rüstet man uns den Scheiterhaufen bei lebendigem Leibe. Die Ringe meines Panzers werden heiß und der Durst plagt mich entsetzlich."

Aber Hagen rief: „Niemand gebe sich verloren, so lange er noch lebt. Wer die Augen offen hält, findet immer noch einen Ausweg. Die gewölbte Decke über uns und der Boden unter uns sind steinern. Was hier brennbar ist, wird bald verbrannt sein. Reißt die Teppiche von den Wänden und stellt euch dicht an die Mauern und haltet die Schilde über den Kopf, daß euch die Funken nicht treffen."

Das taten alle und standen so, nicht unbeschützt, unter den Flammen, obgleich das Feuer sie von allen Seiten angriff und durch die Fenster auch in den Saal fiel. Manch einer sank um von dem Rauch und der Hitze. „Tretet die Flammen und alles Brennbare in das Blut," rief Hagen, „ich sehe zu viel ängstliche Gesichter."

„Uns dürstet so," sagte einer, „hätten wir nur einen Becher Wasser."

„Hier ist zu trinken genug," sagte Hagen, der Schreckliche, „trinkt von dem Blut der Erschlagenen und legt euren Mund an ihre Wunden."

Da trank dieser und jener, von Durst gepeinigt, und zuletzt tranken alle wie Wölfe und gewannen neue Kraft, den Morgen zu erwarten. Und als er kam, verzehrte sich das Feuer selbst, da es keine Nahrung mehr fand, und sank zusammen. Und durch die



leeren Höhlen der Fenster kam die Frühe, grau und mit kühlem Wind herein.

„Es wird kalt,“ sagte Giselher. „Diese Nacht wäre überstanden.“

„So begrüßen wir noch diesen Tag mit Freuden,“ sagte Gunther, „der uns doch nichts anderes bringen wird als den Tod. Aber lasse uns Gott in Ehren sterben.“

„Daran zu denken,“ sagte Hagen, „ist noch immer Zeit genug.“

Als es Morgen wurde, kamen die Hunnen aus ihren Verstecken und dachten, den Saal leer und alle Burgunden tot zu finden.

Aber da trat Volker unter die Türe und rief: „Nur heran! heran, ihr Mordbrenner! Wir sind noch immer hier, euch würdig zu empfangen.“

Da ließ Krimhild zwei Schilde voll Gold und Schmuck vor sich auf die Erde stellen und versprach sie dem, der ihr Hagen tot oder lebendig brächte. Und von neuem begann der Kampf, floß das Blut, schrien die Sterbenden zum Himmel. Und die Leiber der Erschlagenen häuften sich um den Saal wie eine Schanze.



16. Rüdigers Tod



stürmten, trat in der Morgenfrühe Markgraf Rüdiger und sah dem Kampfe zu. „Daß meine Augen solchen Jammer sehen müssen," sagte er, „und daß ich es nicht wenden kann! Erst schien es eine kleine Flamme, und vielleicht hätte man sie austreten können. Aber jetzt ist es ein solches Feuer, daß niemand ihm mehr gebieten kann. Niemand will mehr von Vernunft hören. Es ist auch allzuviel geschehen und nirgends ein Ausweg."

Das hörte ein Hunne und sagte: „Du jammerst da mit vielen Worten und hältst eine schöne Rede an das Schicksal, das niemand ändern kann. Aber du? was gedenkst denn du dazu zu tun?" Und er wandte sich an Krimhild, die nicht von den Kämpfenden wich und sagte: „Was habt ihr und der König alles an diesen Menschen gewendet, Burgen und Städte und Land und Reichtum. Immer war Rüdiger der erste, wenn es Lohn und Gabe galt, aber nun sah ihn noch niemand nach seinem Schwert greifen. Oder habe ich es verschlafen?"

„Hüte du deinen Mund," sagte Rüdiger, „oder es soll dich gereuen!"

Aber der andre schwieg nicht und sagte: „Warum droht ihr mir? Droht denen da, die eurem Herrn wie Wölfe in das Land kamen. Aber ihr seid so töricht nicht und ich verstehe euch wohl. Es könnte euch an das Leben gehen, und das ist euch lieber, als Mannentreue und Ehre."

Da schlug Rüdiger dem Schwätzer die Faust gegen den Schädel, daß er umfiel wie ein Ochse vor der Schlachtbank. „Fahr hin, du Hund," sagte Rüdiger, „ich habe wahrhaftig Leid genug, ohne daß du mir an die Ehre greifst."

„Und ich," sagte Krimhild, „und wir alle hatten wahrhaftig auch Leid und Tote genug, ohne daß ihr noch dazu halfet."

„Wer mir die Ehre angreift," sagte Rüdiger, „der soll bezahlt werden."

Da kam auch König Etzel dazu und sagte: „Wie verdiente ich das um euch? Ist das der Dienst, den ihr mir gelobt habt?"

„Herr," sagte Rüdiger, „in allem will ich euch willig dienen, aber in diesem einen ist es ganz unmöglich, daß ich gegen die, die ich selbst in dieses Land geleitete, daß ich gegen den, dem ich mein Kind verlobte, soll das Schwert ziehen."

„Und was gelobtet ihr mir," sagte Krimhild, „als ihr für König Etzel um mich warbt? Daß ihr all mein Leid rächen wolltet! Wo sind nun eure Eide?"

„Königin," sagte Rüdiger, „mein Leben gelobte ich, aber nicht meine Seele."

Krimhild sagte: „Der müßte ja ein großer Tor sein, der nicht immer noch eine Ausrede fände. Aber ich meine, die Sache ist klar für jedermann. Ihr habt mir und König Etzel solche Eide geleistet, daß diese neue Verwandtschaft euch davon nicht frei machen kann."

„Das sehe ich lange," sagte Rüdiger, „in welcher Lage ich bin. Was ich auch tue, so wird man mich schelten. Auf welcher Seite ich auch bin, so ist mein Herz doch auch auf der anderen und streitet wider mich. Immer tue ich unrecht, was ich auch tue."

„Aber unsere Eide," sagte Etzel, „sind älter als alles."

„Mein Herr und König," sagte Rüdiger, „nehmt mir alles, was mir je eure Gnade gegeben hat. Nehmt das Land, nehmt die Burgen, nehmt meine Herrschaft und all mein Gut. Ich will mein

Weib und meine Tochter bei der Hand nehmen und leer davon gehen."

„Das hülfe mir wenig," sagte Etzel. „Dazu braucht man die Seinen nicht, daß sie in den Tagen der Not davongehen."

Rüdiger begann zu klagen und sagte: „Jetzt sehe ich, daß das Schicksal ohne Erbarmen ist und daß ihm niemand entgehen kann. Vor ihm gilt nicht Rechttun und den geraden Weg wählen, es führt alle in die Irre. In meinem ganzen Leben war mir nichts lieber als Treue und Worthalten, und nun bin ich so verstrickt, daß ich dem einen oder dem anderen Treue und Wort brechen muß. So bleibt kein Ausweg als der Tod. Aber erbarmt euch meines Weibes und meines armen Kindes, das nun Vater und Verlobten an einem Tage verlieren soll."

„Das denke ich nicht," sagte Krimhild, „daß wir euch verlieren sollen." Und sie begann zu weinen und entsetzte sich selbst vor dem Schicksal.

Rüdiger aber ging zu seinen Knechten und sagte: „Nun wappnet euch. Wir müssen mit den Burgunden wider unseren Willen streiten."

Auch Rüdiger waffnete sich und ging mit den Seinen vor den Saal.

Giselher sah ihn kommen und rief laut: „Nun freut euch! Freunde kommen! Ich sehe Rüdiger mit den Seinen. Er wird uns aus diesem Grabe helfen."

„Wenn ihr sonst keinen Trost habt," sagte Volker, „der ist nicht viel wert. Die da unter den Helmen kommen, sehen nicht aus, als brächten sie Frieden."

Als Rüdiger vor den Saal kam, rief er: „Ihr Burgunden, nun wehrt euch. Ich sage euch die Freundschaft auf."

Da erschraken die Bedrängten und wichen zurück.

„Das verhüte Gott," sagte Gunther, „daß ihr uns so verrietet und daß eure Freundschaft so wankelmütig ist. Unser Herz ist noch voll von der Güte, die ihr uns erzeigt habt."

„Von den Herzen," sagte Rüdiger, „ist ja hier nicht die Rede. Wollte Gott, daß ihr am Rheine wäret, ich wollte gern mein Leben darum geben."

„Ich trage hier," sagte Gernot, „das Schwert, das ihr mir gabt. Es tat mir gute Dienste und wird auch euch nicht schonen, wenn ihr uns angreift."

„Darum bitte ich auch nicht," sagte Rüdiger.

Da trat Giselher vor ihn und sagte: „So ist es wirklich euer Ernst, und ihr wollt so bald eure Tochter zur Witwe machen."

„Laßt es das Kind nicht entgelten," sagte Rüdiger, „was ihr Vater gegen seinen Willen an euch tun muß. Und wenn ihr heimfahrt in euer Land, was Gott gewähren möge, so seid ihr gnädig und freundlich.

Aber nun seht euch vor, es muß Ernst werden." Und er hob den Schild und das Schwert und wollte den Kampf beginnen.

„Haltet!" rief Hagen, „haltet noch eine kleine Weile. Ihr habt mir, als ich noch euer Freund und euer Gast war, einen Schild geschenkt. Er hat mich gut bewahrt vor manchem bösen Willen. Aber nun seht, wie er zerhauen ist und ganz in Fetzen. Dahinter läßt sich schlecht streiten."

Da nahm Rüdiger seinen Schild, den er am Arm hatte, herab und reichte ihn Hagen. „Ein solcher Held," sagte er, „soll nicht ohne einen Schild streiten, der seiner wert ist. Möchtest du ihn heimbringen in das Burgundenland. Das wäre nach meinem Herzen." Dann ließ er sich selber einen anderen Schild reichen.

„Nun sehe ich doch," sagte Hagen, „wer Rüdiger ist und daß sich da nichts geändert hat. Und das sage ich euch, mein Schwert soll ihn in diesem Streit nicht berühren."

„Wen Hagen nicht trifft," sagte Volker, „den treffe ich auch nicht."

Und auch Giselher trat auf die Seite und sagte: „Gegen Rüdiger kämpfe ich nicht."



Aber da blieben noch genug, die Rüdiger zu wehren dachten. Und auch Hagen, Giselher und Volker waren nicht ohne Arbeit unter den Mannen, die mit Rüdiger gekommen waren.

Es ist keine Freude, von einem solchen Streit zu reden, bei dem das Herz voll Trauer ist und wo der Freund den Freund erschlägt. Aber doch kann niemand sagen, daß Rüdiger und die Seinen nicht König Etzel ehrlich bezahlten. Sie taten den Burgunden großen Schaden, Rüdiger vor allen anderen. Zuletzt sagte Gernot: „Nun darf ich es nicht länger ansehen, wie ihr mir die Besten erschlagt und hier wütet wie ein Holzfäller im Wald." Und er machte sich Bahn, bis er vor Rüdiger stand. „Nun muß ich eure Waffe erst verdienen," sagte er, „ob ich sie mit Ehren führe."

Es wurde ein harter Kampf und manche meinten, dies sei der beste Kampf von allen gewesen, die in diesen Tagen ausgekämpft wurden. Zuletzt traf Rüdiger den König in den Helm und verwundete ihn auf den Tod, aber noch hatte Gernot soviel Kraft, selber sein Blut zu rächen, und schlug Rüdiger mit letztem gewaltigen Schlag in das Haupt. Beide stürzten in ihr Blut und starben. Da klagte Hagen von Tronje laut und alle Burgunden mit ihm. Sie stürzten über die letzten Mannen Rüdigers wie Felsblöcke und schlugen sie nieder und drückten sie in das Blut. Von denen von Bechlaren behielt keiner sein Leben, und auch von den Burgunden lebten nicht mehr viele.

Der Tod ging brüllend wie ein Löwe durch den Saal und begrub alles unter seinen Tatzen und legte sich zuletzt wie ein sattes Raubtier mit bluttriefendem Maul über alle Leichen, trunken vom Blut und selber angeekelt vom Morden.

Nur eine war nicht gesättigt. Krimhild saß vor dem Saale, auf einen Schemel gekauert und horchte nach dem Kampfplatz hinüber und lauschte, ob sie nicht unter den Schreien der Sterbenden den Todesschrei Hagens vernehmen möchte. Alle entsetzten sich vor ihr und ihren Blicken, als wäre Tod in ihren Augen.

17. Der Kampf mit den Amelungen



Als die von Bechlaren alle erschlagen waren, traten die letzten der Burgunden vor die Türe des Saales und an die Fensterluken, einen Trunk frischer Luft zu atmen. Einer stützte den anderen und gegeneinander gelehnt oder am Boden liegend, ruhten sie. Als Krimhild das sah und der Lärm des Kampfes schwieg und eine große Stille wurde, schrie sie laut auf: „Rüdiger hat uns verraten. Er hat Frieden gemacht mit unseren Feinden."

„Jawohl!" rief Volker voll Zorn, „er hat Frieden gemacht. Aber nicht mit uns allein, sondern mit aller Welt. Bis in den Tod ist er euch treu gewesen. Man kann wirklich nicht sagen, daß ihr das verdient habt."

„Ihr lügt!" rief Krimhild.

„So schaut selber," sagte Volker und hob den Leichnam Rüdigers auf seinen Armen hoch, allen sichtbar. „Wollt ihr ihn nun noch länger schelten?"

Da verhüllte Krimhild ihr Antlitz und weinte unter ihren Tüchern. Alle die den Leichnam sahen, weinten laut. König Etzel schrie auf vor Schmerz, daß sein Wehruf wie das Brüllen eines Löwen durch die Burg hallte. Die Klage um Rüdiger schrie über den Hof, durch alle Gemächer und alle Gassen; einer rief sie dem anderen zu, und das Geschrei und Weinen stieg über die Dächer und Türme und schlug an den Himmel.

Dietrich von Bern saß mit den Seinen voll Trauer in seinem Gemach und hörte die Klage. „Was ist da geschehen," sagte er. „Es

ist wahrlich lange Grund zur Klage, aber so laut schrie sie noch nie. Der König oder die Königin, einer ist tot."

Da sagte Wolfhart: „Ich will hingehen und nachsehen."

„Es wäre mir lieber," sagte Dietrich, „Du bliebest hier. Ich kenne deine Art, die jäh zum Zorn und rasch zum Streit ist. Ich wüßte dich nicht gerne dort." Und er sandte einen anderen Boten; der kam bald wieder und sagte, was geschehen war: „Rüdiger von Bechlaren liegt von den Burgunden erschlagen."

„Da sei Gott vor!" sagte Dietrich, „Rüdiger war ihr Freund. Wie hätten sie sich an dem vergreifen können? Es ist eine Lüge!"

„Oder ein Werk des Teufels!" sagte Wolfhart.

Dietrich saß lange schweigend in einer Fensternische und trauerte. Dann sandte er seinen Waffenmeister Hildebrand, daß er der Sache weiter nachforsche.

Als Hildebrand sich auf den Weg machte. ohne Waffen und in seinem gewöhnlichen Kleide, kam Wolfhart, sein Neffe, zu ihm und sagte: „Willst du so wie ein Weib, ohne Waffen auf einen Kampfplatz gehen? Ich meine, es sähe dir ähnlicher, die Waffen anzulegen, daß man erkennt, wer du bist. Vielleicht könntest du sie auch nötig haben."

Da waffnete sich Hildebrand. Aber als er hinwegwollte, stand auch Wolfhart in Waffen vor ihm und wollte mitgehen. Alle Recken Dietrichs kamen in ihren Waffen.

„Wir wollen dir das Geleit geben," sagte Wolfhart. „Diese Burgunden sind allzu übermütig. Es könnte nötig sein, diesem Hagen von Tronje zu zeigen, daß es noch Männer gibt, die ihn nicht fürchten."

„Ich bin wohl allein Manns genug," sagte Hildebrand.

„Aber es ist besser so," sagte Wolfhart, und alle gingen mit Hildebrand an den Hof und vor den Saal der Burgunden und standen da, die Schilde vor ihren Füßen.

Als Volker sie sah, sagte er: „Ihr Könige, der Totentanz beginnt. Ich sehe die Mannen König Dietrichs kommen."

Hildebrand trat vor den Saal und sagte: „Das wüßte ich gerne, was euch Rüdiger angetan hat, daß ihr ihn erschlugt. Dietrich von Bern läßt euch danach fragen, und er glaubt es nicht, daß ihr solche Tat getan habt."

„Und dennoch ist es so," sagte Hagen, „und wahrhaftig, dieser verdient, daß man um ihn trauert."

Als da die Amelungen hörten, daß Rüdiger in Wahrheit tot war, klagten alle um ihn und einer sagte zum anderen: „Einen Helden seiner Art finden wir nicht mehr. Es gibt wohl solche, die vielleicht rascher mit dem Schwert oder stärker an Kräften sind wie er, aber keiner war ein solcher Trost uns Vertriebenen, keiner war so milde und den Herzen so wohltuend, keiner war edel und treu wie er. Seine Treue hat ihm nun den Tod gebracht."

Ein anderer sagte: „Läge mein Vater hier tot, so sollte es mir nicht leider sein, solche Liebe haben wir alle von Rüdiger erfahren."

„Es wird für die Burgunden immer eine Schande bleiben," rief Wolfhart, „daß sie einen solchen Helden erschlugen und nicht zu schonen wußten."

„Knabe," sagte Volker, „du redest nach deinem Verstande und schwatzest von Dingen, von denen du nichts erfahren hast."

„Was ich sehe, das sehe ich," sagte Wolfhart, „und dürfte ich es vor meinem Herrn Dietrich, so sollte Rüdiger nicht ungerächt bleiben."

„Schweig!" sagte Hildebrand. „Aber ihr gebt uns den Leichnam Rüdigers heraus, daß wir nach allen Ehren mit ihm verfahren."

„Das nenne ich wahre Treue," sagte Gunther, „auch nach dem Tode noch des Freundes gedenken."

Aber Wolfhart gefiel es wenig, daß dies alles, wie es schien, friedlich enden sollte. Er machte sich daher an Volker und sagte: „Das war vorhin eine sehr großmäulige Rede, die ihr tatet. Ich hätte große Lust, euch die Saiten eurer Fiedel so zu verstimmen, daß ihr sie nie mehr zusammenbrächtet."



„Es ist euch ja verboten," sagte Volker, „und wie es scheint, geht euch Gehorsam vor Heldenmut."

Da riß Wolfhart sein Schwert heraus, aber Hildebrand sprang zwischen die beiden, hielt seinen Neffen auf und sagte: „Du wirst mit deinem dummen Zorn noch uns alle ins Unheil bringen. Wie sollte ich es vor Dietrich verantworten."

„Meister," sagte Volker, „laßt den jungen Bären nur los. Er knurrt, aber er beißt nicht."

Da war Wolfhart nicht mehr aufzuhalten, mit weiten Sprüngen entrann er Hildebrand und stürzte die Treppe zum Saal hinan, und alle die Seinen und alle Mannen Dietrichs hinter ihm. Es war, als habe das Blut, das hier geflossen, sie alle trunken gemacht. Aber eher noch als alle war Hildebrand selber im Saal. Als er sah, daß dies nicht aufzuhalten war, gedachte er doch mit dem Tod der Burgunden das Verderben der Seinen zu wehren und auf alle Fälle auch das, was er vermöchte, in diesem Streit zu tun. „Warum reizen sie uns mit so schlimmen Worten," dachte er, „sie sind wirklich toll und von den Göttern verblendet und haben Durst nach dem eignen Verderben."

Noch einmal richtete sich der Tod von seinem Lager auf. Noch einmal loderte der Mord wie eine verzehrende Flamme durch den Saal. Die Schwerter waren wie Feuerzungen in den Händen der Männer und fraßen alles Leben, zerschmolzen Schilde, Helme und Panzer und verwandelten Stirnen voll Gedanken und Herzen voll Mut in Staub und Asche. Das Blut, diese Quelle aller Freude, diese Quelle allen Leides, floß wie wertlos ausgeschüttet über die Erde. Wer will alle Taten beschreiben, aller Größe gedenken, alle Leiden aussagen, von denen hier zu sprechen wäre. Wie Hagen und Hildebrand, Volker und Wolfhart und die Könige, die Burgunden und die Amelungen, jeder das Beste tat, einer dem anderen zum Untergange.

Das wissen die Menschen lange, und viele Sagen erzählen davon, daß böse Gewalt in den Waffen des Mordes wohnt, und daß sie sich

zuletzt, wenn alles vernichtet ist, gegen den wenden, der sie getragen hat, und daß sie nie Ruhe finden können. Wer das Schwert ergreift, heißt es, soll durchs Schwert umkommen. Das wissen alle Menschen, aber es hilft ihnen nichts, daß sie es wissen. Immer wieder wird die Zeit kommen, wo Männer das Schwert ergreifen und lieber den Tod wählen, als das Leben. Da mag wohl einer jammern und meinen, es sei besser, immer Frieden zu halten. Das mag sein, daß es ein schöner Traum wäre. Aber das ist auch gewiß, daß es nicht Menschenart ist und daß zu der Zeit, wo dieser Traum erfüllt sein wird, daß dann nur Engel auf Erden leben und nicht Menschen. Dann leben Wesen, fern über allem Schicksal, menschlichem Leiden und menschlichen Leidenschaften. Dann mag ein ewiger Tanz und Umarmen, Essen und Trinken gut scheinen. Aber das sind andere Zeiten und andere Herzen als Menschenzeiten und Menschenherzen. Das mag dann eine neue Welt und ein anderer Stern sein. Diese Erde ist es nicht mehr.

Aber ich weiß nicht, ob nicht jene, die dann leben, Sehnsucht nach dieser Erde haben werden, so wie heute wir Sehnsucht nach jenem anderen Stern haben. Doch das alles liegt noch in weiter Ferne, und es sieht nicht danach aus, als wäre das Wesen dieser Erde schon sehr verändert und als wären die Menschen, auch wenn sie es meinen, heute um vieles anders, als in den Tagen, von denen in allem vorher die Rede war.

Dies sind Worte von heute, und man verzeihe sie mir. Aber sie sind für die gesagt, von denen es heute viele gibt, die müde sind, von Mord und Tod zu hören. Es ist nicht verwunderlich, daß sie müde sind. Aber das mögen sie bedenken, daß auch wir, die wir uns soviel weiser dünken, in die Hand des Schicksals gerieten, nicht weniger verblendet, als einst die Helden, die in Etzels Saal den Tanz des Todes tanzten.

„Totentanz!“ rief Volker, „Totentanz! Wie schade, daß ihr mein Schwert braucht, sonst wollte ich die Fiedel dazu spielen.“ Da schlug er dem Herzog Sigstab, der König Dietrichs Verwandter war,

das Schwert in die Stirn. Hildebrand sah es und sagte: „Dein Fiedeln ist mir allzu toll. Allzu heftig streichst du die Geige. Wer danach tanzt, fällt tot zu Boden. Aber nun will ich dir geigen, daß auch du einmal tanzen mußt.“ Volker wehrte sich lange, aber sein Arm war schon ermattet. Hildebrand traf ihn auf den Tod.

„Ausgespielt!“ sagte Volker und sank auf die Erde. Sterbend noch sang er leise vor sich hin, eine ganz unkriegerische und verliebte Weise, die er oft gesungen hatte.

„O weh dir, lieber Bruder,“ rief Hagen, „wo du bist, will ich bald auch sein.“ Aber der Tod verschmähte ihn, wie es schien. Dieser alte Tänzer erlahmte so leicht nicht. Wolfhart fiel und Giselher fiel, einer von der Hand des anderen. Dankwart lag da tot, und von allen Mannen König Dietrichs lebte keiner mehr, als Hildebrand der Alte. Alle Burgunden schwiegen für immer und hatten die Heimfahrt angetreten, nur nicht Gunther der König und der, um dessentwillen dies alles begonnen war: Hagen von Tronje. Der lebte und trieb mit gewaltigen Schlägen Hildebrand vor sich her und verwundete ihn und gedachte für Volker Rache zu nehmen. Hildebrand vermochte nicht, ihm standzuhalten, aber er dachte noch nicht zu sterben, er schwang seinen Schild auf den Rücken, und so gedeckt, sprang er mit weiten Sätzen aus dem Saal und aus den Klauen des Todes und den Griffen Hagens.

„Er ist kein Mensch,“ sagte Hildebrand zu sich selbst. „Ich wollte mich nicht wundern, wenn er einer der Unsterblichen selber wäre und einer von den alten Göttern.“



18. Das Ende



Hildebrand ging zu König Dietrich.

Der Gang kam ihn schwer an, und er ging sehr langsam. Aber zuletzt kam er doch an und stand vor dem König. Dietrich saß noch in der Nische des Fensters und in tiefen bekümmerten Gedanken. „Warum bist du so voll Blut?“ sagte er. „Hagen verwundete mich,“ sagte Hildebrand. „So geschah dir dein Recht,“ sagte Dietrich, „warum ließest du dich mit ihm ein. Aber nun sage mir, wie steht es um Rüdiger.“

„Er ist tot,“ sagte Hildebrand. „Gernot erschlug ihn. Alle die von Bechlaren sind tot.“

„So will es denn das Schicksal,“ sagte Dietrich, „und es bleibt kein Ausweg. Ein solcher Held darf nicht ungerächt bleiben und in solcher Not kann Etzel wohl Hilfe von mir erwarten. So sage meinen Mannen, daß sie sich waffnen.“

„Welchen Mannen?“ sagte Hildebrand. „Die von euren Mannen, Herr, die noch am Leben sind, die stehen hier vor euch.“

Der König verstand ihn nicht und sah ihn an.

„Ja, Herr,“ rief Hildebrand, „nehmt euer Schwert und laßt mich auch hinfahren. Ich allein bin von allen den Euren noch übrig. Die Burgunden erschlugen alle.“ Und er begann, dem König mit wenig Worten zu sagen, was geschehen war.

Da weinte Dietrich und umarmte seinen Waffenmeister. „So bliebst du mir allein!“ sagte er. „Verlaß mich nicht, da mich alle verließen. Einst war ich ein König über großes Land und viele Männer. Womit habe ich Gott erzürnt, daß er mir das angetan

hat?“ Aber nach einer Weile ermannte er sich und sagte: „Und von den anderen, wer lebt noch von denen?“

„Hagen und Gunther,“ sagte Hildebrand, „und sonst niemand mehr.“

„So wollen wir uns waffnen,“ sagte Dietrich, „und endlich ein Ende machen.“

Hagen dachte anders darüber und fürchtete sich nicht, als er Dietrich in Waffen kommen sah. Er meinte, auch das noch zu bestehen, und man kann wohl sagen, daß er Furcht nicht kannte seit dem Tag, da er den getötet hatte, vor dem er sich allein gefürchtet.

„Meister Hildebrand hat sich Hilfe geholt,“ rief er laut, „und Herr Dietrich von Bern kommt, schwerwandelnd und ernst wie das Schicksal. Aber er irrt sich, wenn er denkt, daß wir ihn fürchten. Ich fordere ihn allein zum Kampfe, daß man weiß, wer von uns beiden der Stärkere ist.“

„Darüber läßt sich noch reden,“ sagte Dietrich. „Aber ihr, König Gunther, was tat ich euch, daß ihr mir Heimatlosen alle die Meinen erschlugt?“

„Sie wollten es nicht anders,“ sagte Gunther.

„So sage ich euch den Frieden auf,“ sagte Dietrich. „Und dennoch, Herr, ist mir leid, wider euch zu streiten. Gebt euch in meine Hand ohne Kampf, so will ich euch hier aus dem Land und gen Worms bringen.“

„So weit sind wir noch nicht,“ sagte Hagen, „daß wir eure Gefangenen sein müßten.“

„Wir haben den Tod allzu nahe vor Augen,“ sagte Gunther, „als daß wir noch gegen die Ehre handeln sollten.“

„So muß denn das Schwert ein Ende machen,“ sagte Dietrich und stand vor dem König. „Halt!“ rief Hagen, „ich habe das Vorrecht. Oder wollt ihr mir diese Gunst nicht gönnen?“

„Ihr seid sehr übermütig,“ sagte Hildebrand.

„Sehe ich euch auch noch einmal?“ sagte Hagen. „Ich hätte nicht

gedacht, daß ihr auf eure alten Tage noch solche Sprünge machen könntet. Aber die Furcht macht Beine, wie man sagt."

„Wehr dich," rief Dietrich, „und sieh dich vor."

Aber Dietrich selber mußte sich genug vorsehen vor Hagens Schwertschlägen. Zuletzt dachte der König: „Solange Hagen das Schwert Balmung in Händen hat, werde ich ihm nichts anhaben. Ich muß ihn ohne das Schwert fassen." Und plötzlich, ehe sich Hagen dessen versah, ließ er selbst Schild und Schwert fallen, sprang gegen Hagen und umschloß ihn mit seinen Armen und hob ihn über die Erde. Da verließ Hagen die Kraft, und der König band ihn mit Riemen, denn er dachte noch immer, ihn zu bewahren und davonzubringen.

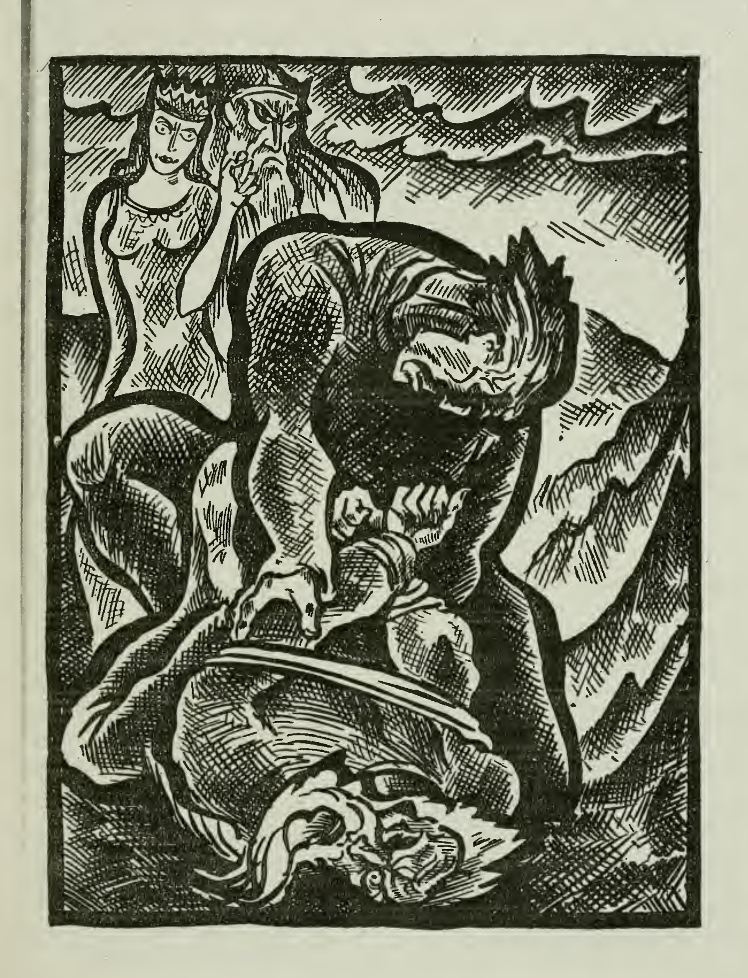
„Was macht ihr mit mir?" sagte Hagen. „Macht ein Ende und gebt mir den Tod. Ich habe keine Lust mehr an diesem Narrenspiel." Aber Dietrich hörte nicht auf ihn und trug ihn gebunden zu Krimhild.

Als Krimhild ihren Todfeind in Banden sah, da schrie ihr Herz auf, als wäre ihm eine große wilde Lust widerfahren. Die Königin neigte sich tief vor Dietrich und sagte: „Habt Dank, Herr. Womit soll ich euch belohnen. Bis an meinen Tod will ich es euch gedenken. Nun ist all dies doch nicht umsonst gewesen."

„Herrin," sagte Dietrich, „ich gebe Hagen von Tronje in eure Hände, aber ich denke, daß ihr königlich an ihm handelt und daß ihm ohne meinen Willen kein Leid geschieht."

„Ich will ihn gut verwahren lassen," sagte die Königin. Und Dietrich ging hin, auch Gunther zu bezwingen. Er dachte auch ihn zu bewahren und tat ihm wie Hagen, lief ihn mitten im Kampf ohne Waffen an, brachte ihn zu Fall und führte ihn dann gebunden zur Königin.

Auch Gunther bat: „Befreit mich von diesem Leben und dieser Last, die ich nicht weiter schleppen mag. Alle die Freunde, alle die Meinen, Helden und Knechte sind dahin. Wahrhaftig der Tod wäre mir eine große Wohltat."



Aber Dietrich stellte Gunther vor Krimhild und dachte: „Wenn sie ihn sieht, muß sie bedenken, daß er ihr Bruder ist. Das muß auch Hagen zugute kommen."

Krimhild verneigte sich vor ihrem Bruder voll Hohn und sagte: „Willkommen an meinem Hofe, König Gunther."

„Solchen Gruß," sagte Gunther, „hätte ich wohl im Ernst verdient, ehe es zu all diesem kam. So wäre mir und dir viel Leid erspart worden."

„Ich weiß nur von e i n e m Leid," sagte Krimhild, „das war vor langer Zeit. Und dies Leid wird mir nun endlich vergolten werden. Es reut mich nichts, was ich darum gegeben habe, daß ihr nun hier steht."

„Königin," sagte Dietrich, „ich habe einen edlen Helden und einen König als Geisel in eure Hand gegeben. Auch ist es euer Bruder. Wenn euch an meiner Freundschaft liegt, so laßt es ihn entgelten mit Ehren."

„Ich will ihm all die Ehren tun, die er verdient hat," sagte Krimhild.

Hagen und Gunther saßen voneinander getrennt, jeder in einem anderen Gefängnis.

„Warum bewahrte mich das Schicksal für solche Not," dachte der König. „Läge ich bei meinen Brüdern, so wäre mir wohler."

„Warum ließ uns dieses Weib nicht töten," dachte Hagen, „und wofür spart sie uns noch auf?" Das sollt er bald erfahren.

Krimhild ließ Hagen holen und vor sich stellen. Etzel, Dietrich, Hildebrand und viele Hunnen waren auch da. „Ich habe mit Hagen zu reden," sagte Krimhild, „das können alle hören."

Als Hagen vor ihr stand, sagte sie mit verstelltem Herzen: „König Dietrich legt ein Wort für euch ein und bittet mich, daß ich euch heim lasse. Das könnte ich wohl tun, aber zuvor muß ich wissen, wo ihr das verborgen habt, was mein Eigentum ist. Wo habt ihr den Schatz Siegfrieds, meines Mannes, den Schatz der Nibelungen?"

„Ich habe von diesem Schatze nichts," sagte Hagen, „als das Schwert Balmung, das da vor euch liegt, und das ihr ja nun wiedergewonnen habt. Alles andere ist an einem guten Orte verborgen."

„Und wo ist es verborgen?" sagte Krimhild.

„Verliert eure Zeit nicht mit solchen Worten," sagte Hagen. „Ich schwor meinen Königen einen Eid, daß ich den Ort niemand nenne, solange noch einer von ihnen das Leben hat."

Da wandte sich Krimhild zu einem der Hunnen und redete leise mit ihm und sandte ihn hinaus. Nach einer kleinen Weile kam er wieder in den Saal hinein und trug das blutige Haupt Gunthers in seinen Händen. Alle entsetzten sich. Krimhild aber griff in des Bruders Haare und hielt das Haupt Hagen vor das Angesicht und sagte: „Der Grund, den du angabst, der trägt nun nicht mehr, und deiner Eide bist du ledig. Nun rede."

Da lachte Hagen ihr laut unter die Augen und sagte: „So dachte ich's mir und das dies so kommen mußte. Nun ist mein Herr tot, Gernot ist tot und Giselher ist tot. Nun weiß niemand mehr den Hort der Nibelungen als ich allein und Gott. Gott wird schweigen und ich werde es nicht sagen, dir nicht und niemandem! Das konntest du von Hagen erwarten."

„So hast du mich doch bis zum Ende betrogen!" schrie Krimhild, griff nach dem Schwert Balmung, riß es aus der Scheide und schlug mit eigenen Händen Hagen das Haupt ab. Alle schrien auf und verhüllten sich vor dem Entsetzlichen. Furchtbar und selbst Etzel ein Grauen stand Krimhild über dem sterbenden Feinde und hielt das Schwert in blutigen Händen. Nichts Menschliches war mehr an ihr. Auf ihrem Gesicht stand ein Lachen, grausig anzusehen. Aber mitten in diesem Lachen und wilden Triumph traf Hildebrands Schwert die Königin, daß sie noch lachend sterbend die Erde küßte und ihr Blut mit dem Blut Hagens sich mischte. „Stirb, Teuflin!" rief der Alte, „die Erde mag dich nicht mehr tragen, und Hagen soll nicht ungerächt sterben." Da war niemand, den die Tat gereut hätte, so sehr schien es allen notwendig und ein Werk des Schicksals, daß

endlich ein Ende werde des Mordens und niemand bleibe von allen denen, die Ursache solchen Verderbens gewesen waren. —

„Ein edles Geschlecht," sagte Dietrich und nahm den Helm vom Haupte, „ist untergegangen. Sie haben große Taten getan, im Guten wie im Bösen, daß man davon sagen wird, solange Menschen leben. Nun haben sie alle alles bezahlt und haben Frieden."

Das alles geschah aber, daß erfüllt würde der Fluch, der an dem Golde hängt.

Der Schatz der Nibelungen liegt begraben im Rhein, Kronen, edle Steine und Kleinodien. Einige meinen, daß Andwari und die Zwerge zuletzt das Ihre wiedergenommen hätten. Andere aber sagen, der Schatz liege noch dort. Viele haben nach ihm gesucht. Es ist wohl möglich, daß dieser und jener vorzeiten ein Stück davon gefunden hat. Denn der furchtbaren Schicksale gab es viele unter den Menschen. Es ist auch nicht so unmöglich, daß er auch heute noch keine Ruhe gefunden hat und daß der Fluch, der auf ihm liegt, nun in den Strom gefahren ist, der ihn bedeckt. Denn um diesen Strom streiten die Menschen bis auf diesen Tag. Und es haben seither in den Jahrhunderten um seinetwillen mehr Menschen den Tod gefunden, als einst in der Halle König Etzels. Und es sieht nicht so aus, als ob dies schon beendigt wäre.

Wie eine Warnung ist uns allen diese Geschichte aufbewahrt. Aber wer wird sich warnen lassen? Wissend und unwissend finden die Menschen und die Völker das Schicksal, das einem jeden zu seiner Zeit beschieden ist. Da ist kein Ausweg. Aber auch das Unerhörteste und Unerträglichste wird ein Mann mit Würde zu tragen wissen und lieber den Tod wählen, als die Schande.

Siegfried liegt erschlagen. Hagen steht am Rhein und freut sich seines Raubes. Krimhild aber trauert und wartet auf den Tag der Rache. Wer weiß, wann er kommen wird?

Inhalt




HDK